

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1952 HEFT

5



Pfarrkirche
in Bingen an der Lauchert
Rechts Pfarrhaus
(Vgl. S. 218 ff.)

Aufnahme:
Haselmeier, Sigmaringen

Württembergische
Bibliothek
STUTTGART

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1952

3. Jahrgang

Fünftes Heft – September / Oktober

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der Firma P. & B. Abele, Stuttgart, Büchsenstr. 25–27, bei, dessen Beachtung wir empfehlen

INHALT

- Wie ich Kunde von meinem Ur-ur-ur ...
-Ähne erhielt
Von Hans Reyhing 201
- Die Dielen-Uhr
Gedicht von Emil Högg 203
- Ein gotischer Freskenzyklus in der Kirche
zu Unterhausen
Von Wilhelm Boeck 204
- Der Kampf zwischen Donau und Rhein
Von Edwin Grünvogel 209
- Sitzende. Plastik von Walter Ostermayer † 213
- Denkmalpflege in Hohenzollern
Von Walter Genzmer 214
- I. Kirchenraumerneuerungen in Laiz,
Bingen und Beuron 215
- II. Neues von der Burg Hohenzollern 223
- Palimpsest-Institut und Vetus Latina-Unternehmen der Erzabtei Beuron 228
- Die Veringer Motivtafel
Von Ernst Baur 230
- Wanderung der Steppenheide in einen
verlassenen Steinbruch
Von Hans Schwenkel 232
- Ein Gang durch Hohenzollerns Geschichte
Von Franz Herberhold 233
- Wegweiser für die heimatl. Volkskunde 236
- Hans Reyhing zum 70. Geburtstag
Von Karl Götz 238
- Christliche Kunst in unserer Heimat
Von Adolf Schabl 239
- Buchbesprechungen 241
- Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 242

Wie ich Kunde von meinem Ur-ur-ur . . . -Ahne erhielt

Von Hans Reyhing

Als ich mit dem Maurerjörg wieder einmal – es war wohl in meinem zwölften Lebensjahr – zu den Glocken auf den Kirchturm stieg, um mit ihm Mittag zu läuten, entdeckten wir an der mittleren Glocke eine Inschrift. Sie war von unten nicht zu entziffern. So kletterten wir an dem Gestühl hinauf und lasen:

Hans Vöhringer Schultheiß Hans Reyhing Heiligenpfleger Johann Baptist Ernst und Otto Sartor gossen mich zu Memmingen 1680.

Der Jörg wies auf den Namen des Heiligenpflegers und sagte: „Der hat geheissen wie du!“

Mir stand der Atem still: Hans Reyhing Heiligenpfleger . . . 1680 . . . Aber ich wußte nichts zu sagen. Eine weitere Unterhaltung wäre ohnedies unmöglich gewesen; denn in der Turmuhrenstube begann es zu rasseln, und der Hammer am Stuhl der mittleren Glocke vor uns holte zum Schlage aus. Er schlug die vier Viertel. Gleich nachher hämmerte die große Glocke elf Uhr. Dann begannen wir sie zu läuten. Wohl ballte sich betäubend und alle anderen Töne verschlingend der ungeheure Schwall der Klänge in dem engen Raum des Turmes wie einst, da wir es als kleine Buben zum erstenmal erlebten. Aber sie jagten uns nicht mehr jene tiefen Schauer durch die Seele. Doch befahl uns auch jetzt noch eine Erregung, die wir unbewußt zu meistern suchten, indem wir uns mit lautem Schreien unterhielten.

Inzwischen kam die Karline schwer atmend die Treppe herauf, um in dem Turmstübchen die Uhr aufzuziehen. So dachte ich nicht mehr des Heiligenpflegers, der 1680, also vor mehr als zweihundert Jahren, mit anderen die mittlere Glocke gegossen hatte.

Auch in der folgenden Zeit war jeder Tag mit lebenserfüllten Dingen so voll, daß sich der alte Heiligenpfleger nicht mehr in Erinnerung zu bringen wußte. Nun sandte mich der Ahne eines Tages mit irgendeiner Botschaft zum Schneidergottlieb. Ich traf ihn nicht zu Hause. Da er auch den Mesnerdienst versah,

war er in der Kirche, um Altar, Taufstein und Kanzel für eine Hochzeit festlich zu decken. Eben brachte er die Decken für den Taufstein und für den Altar aus der Sakristei, als ich mit meiner Botschaft anrückte und sie ihm ausrichtete. Es eilte mir aber nicht, rasch wieder nach Hause zu kommen. Beim Gottlieb war es immer unterhaltend, und außerdem hatte es einen besonderen Reiz, sich außerhalb des Gottesdienstes nun ganz zwanglos in der Kirche zu bewegen, sich eine kleine Weile in den noblen Pfarrstuhl zu setzen, auf die Empore zu steigen und sich an die Orgel heranzumachen. Jetzt rief mir der Gottlieb, ich dürfe ihm helfen, die Altardecke aufzulegen. Willig eilte ich herzu, und miteinander spreiteten wir sie aus.

Da wurde mein Blick von dem feingeformten blaugrauen Täfelchen auf der Rückseite des Kruzifixes, an dem ich gelegentlich schon eine Schrift entdeckt hatte, stärker als sonst angezogen, und es lockte mich, die Beschriftung zu lesen:

„Hans Reyhing, weißenauscher Amann und seine Ehefrau Katharina Reyhingerin zu Bernloch dieses Kruzifix zu der gedachten uf hiero gestiftet, den 3. Juni 1693. Anno 1861 renoviert.“

Die Glockeninschrift, die ich ganz vergessen hatte, fiel mir brennend heiß ein. Dort stand ja derselbe Name Hans Reyhing, und sein Träger hatte also dieses Kreuz gestiftet. Ich fragte den Gottlieb, wer dies eigentlich gewesen sei und was das heiße „weißenauscher Amann“.

Das müsse ein Vorfahr von uns gewesen sein, gab der Gottlieb zur Antwort, mein Ahne könne es mir besser sagen und das vom „Amann“. Ein Pfarrer habe es aus alten Büchern herausgefunden und dann auch meinem Ahne erzählt.

Ein Vorfahr von uns. Ich stürmte zum Ahne und bat um Auskunft, ob der Hans Reyhing, dessen Name auf der mittleren Glocke und am Altarkreuz stehe, vielleicht sein Vater oder Großvater gewesen sei.

„O nein, irgendein Ururgroßvater“, gab der Ähne zur Antwort. Und nun erzählte er, ein Pfarrer habe es vor etwa dreißig Jahren aus seinen Kirchenbüchern herausgefunden.

Der Stifter des Kruzifixes müsse wohl reich gewesen sein, fuhr ich fort und gewiß sei er mit Rossen gefahren.

Da nickte der Ähne. Und auf meine Frage, was es mit dem „weißenauischen Amann“ gewesen sei, gab er zur Antwort, der Pfarrer habe ihm erklärt, daß das Kloster Weißenau zu jener Zeit Herr des Bernlocher Grund und Bodens gewesen wäre und daß der Amann die Gefälle hätte einziehen und abliefern müssen.

Ich blieb noch an des Amanns Rossen hängen, weil der heiße Wunsch, der Vater sollte doch auch mit Rossen fahren, mich immer umgetrieben hatte. Es sei doch schade, knüpfte ich an, daß wir keine Gäule mehr haben.

Der Ähne nickte, so sei es halt im Leben, es gehe auf und ab, und oft verliere ein Geschlecht, was das vor ihm „verhauset“ habe; aber diese Dinge verstehe man in meinem Alter noch nicht.

Der Ähne hatte recht. Aber bei Familienforschungen in späteren Jahren kam ich wieder auf den Ahn, der als weißenauischer Amann die Lehenszinse nach Weißenau hatte bringen müssen.

Wieviele Ritte dorthin mochte er gemacht haben. Was alles mochte er, die Geldkatze um den Leib geschnallt, in jenen unruhigen Zeiten auf diesen langen Ritten durchs ganze Oberschwaben erlebt haben. Über die Hochalb hin, hinunter ins grüne Tal der Zwiefalter Aach, über die Donau hinüber, vorbei am blauen Bussen, zwischen gesegneten Feldern über das Moränenland Oberschwabens hin, dem Federsee entlang, durch geheimnisvolle Tannenwälder und vorbei an dunklen Mooren, den wasserdurchrauschten Schussentobel hinunter oder den Altdorfer Wald hindurch, bis endlich der stattliche Klosterbau Weingartens und die grauglänzende Krone des vieltürmigen Mauerrings von Ravensburg auftauchten und die Weiße Au ihn in Empfang nahm.

Was für eine stolze Fahrt mochte es aber im Jahre 1680 gewesen sein, die er als Heiligenpfleger der Gemeinde mit dem Schultheißen Hans Vöhringer nach Memmingen getan hatte, als sie für ihr Kirchlein, das mit den Häusern des im Dreißigjährigen Krieg niedergebrannten Dorfes dürftig und bescheiden aufgebaut worden war, eine Glocke gossen. Und was für eine Triumphfahrt mochte es erst gewesen sein, als sie mit ihr dann über Ulm, Blaubeuren, Münsingen wieder zurückfuhren. Auf dem Wagen die neue

Glocke, die von ihren Landsleuten mit andächtigem Staunen begrüßt wurde. Noch jetzt ist sie vorhanden. Sie hat zwar die beiden Schwestern von einst, die sich ihr im Laufe der Zeit gesellten, im ersten Weltkrieg verloren, singt aber heute im Chor mit drei neuen. Aber herzklopfend lese ich immer wieder ihre Inschrift von 1680, da sie als erste gute Glocke nach dem Dreißigjährigen Krieg auf den Turm gekommen war. Hat nicht damals ihr erster Klang von diesem Turm auch die Seele des Ahns tief getroffen, so tief, daß er auch die meinige erreicht hat, und daß es auf Erden nichts gibt, das mir inniger ins Herz hineinsänge – als Glockenklang und Glockenlied?

Verbunden mit dem Entstehen dieser Glocke und mit der Errichtung des Kreuzes in der Kirche, beschäftigte mich der Ahn auch später immer wieder. In den alten Inventorybüchern, in den Kaufbüchern und in „Gemeines Fleckhens Unterpfandbuch“ ging ich den Unterschriften nach, die der Ahn nicht nur als Vertragsschließender bei der Aufstellung der Inventarien seiner eigenen drei Heiraten gemacht hatte, sondern auch denen als „Richter“ oder „des Gerichts“ als „derzeyt gemeynes Fleckhens Inventierer“ oder als „Thail- oder Waisenrichter“, auch bei Aufstellung des „Inventariums“ nach dem Tode mancher Mitbürger und „darauf getroffener Abseylungsberechnung“ über „weyland“ dieses oder jenes „bürgerlichen Inwohners daselbst zeitlichen Verlassenschaft“. Wie mag ihm aber zumut gewesen sein bei der Abseylung des weyland Schultheißen Hans Vöhringer, des einstigen Gefährten, der mit ihm Anno 1680 die Glocke in Memmingen gegossen und sie stolz mit ihm heimgeholt hatte? Dieser war „den 30. Tag May“ 1688 wegen einer „bösen Sache in gefährliche Haft“ gezogen, darauf „peinlich prozessieret“, nach getetigtem Prozeß aber, „ihme zu wohlverdienter Straf, anderen aber zum Abscheulichen Exempel mit dem Schwerdt vom Leben zum Tod condemnieret worden“, sodann „executieret auf 1. Tag Septembris an ihme Vöhringer durch den Scharpfrichter...“ Welche Erschütterung mag damals nicht nur das Ahns eigenes Herz, sondern das ganze Dorf betroffen haben. Welch ein schmerzlicher und atemraubender Einblick in die Dunkelheiten der Seele und in die Untiefen der noch nicht ins sittliche Gleichgewicht gekommenen, immer noch unter den Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges leidenden Zeit!

Der Nachfahre hat auf dem Wege der Forschung auch eine Liebe gewonnen zu der Ahnin Agata, der ersten Frau dieses Urahns, von der keine andere Kunde zu ihm gedrunken ist als ihre eigenhändige Namenszeichnung unter dem Inventarium, in dem

ihr und ihres Mannes Beibringen niedergelegt ist. Und um diese Unterschrift, um dieser rührend hilflosen Unterschrift willen ist mir auch die Ahnin Agata liebgeworden. Ich sehe sie vor mir, das damals erst achtzehnjährige, gewiß begehrenswerte stattliche Mädchen, mit glatter Stirne, das junge Gesicht vor Befangenheit rot überlaufen, in der Stube des Schultheißens Vöhringer am Tisch sitzen. Zwischen den im Schreiben wenig geübten Fingern hält sie den langen, starren, frisch geschnittenen Federkiel, der viel schwerer zu handhaben ist als das Schwingmesser am Schwingstuhl oder der Stößel des Butterfasses. Sie bewegt ein wenig die Lippen, als sollten sie die Züge des nun ansetzenden Federkiels unterstützen, und so meistert sie die Unterschrift. Und der Schultheiß Vöhringer hat dann aus seiner großen Streusandbüchse mit den weiten Öffnungen eine gehörige Menge Sand darauf geschüttet, von dem noch viele Körner in den Falten des „Inventorybuches“ liegen, als der Nachfahre diese Seite mehr als zweihundertfünfzig Jahre später aufschlägt – schlichte, aber rührende Zeugen jener Tage. Die Agata hat also unter Aufwand ihrer ganzen Schreibkunst die Unterschrift

gegeben, und zu ihrer Ehre darf noch gesagt werden, daß sie die erste von weiblicher Hand dieses Inventorybuches ist. Noch am Schluß eines späteren Inventorytums heißt es: „Das Weib ist schreibens onerfahren“.

Das also ist die einzige Kunde, die von der Ahnin zu mir gedrungen ist. Doch vom Ahn waren es manche, und so kam er mir immer näher und nahm, aus dem matten Grau der versunkenen Zeiten heraustrtretend, allmählich Gestalt an. Ich denke auch mit tiefer Innigkeit immer der Tage, da ich in kindlicher Scheu hinter dem Kruzifix, das in der heimatlichen Kirche den Altar überragte, buchstabierend stand und an der Rückseite seines Stammes auf dem blaugraufarbenen Täflein in zierlicher, weißer altertümlicher Schrift die Stiftung des Kreuzes durch den Ahn erfuhr, da ich auf der Glocke immer wieder in Ehrfurcht seinen Namen las. Und heute freue ich mich von Herzen, daß die alte Glocke im Chor der neuen mitsingt – die allerliebste und allerteuerste Kunde von meinem Ur-ur-ur . . . Ähne.

(Aus „Ein Tor geht auf. Die Geschichte einer Jugend“, Verlag Gerhard Heß, Ulm a. D.)

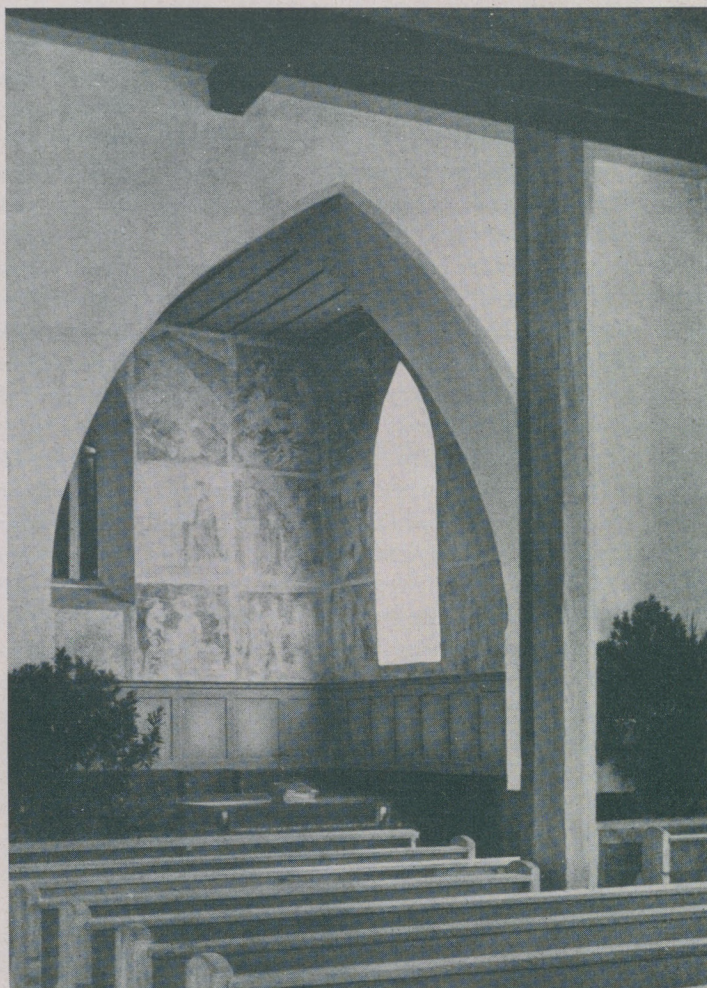
DIE DIELEN-UHR

Keiner löst des Lebens geheime Siegel.
 Wie Wolkenschatten über dem Wasserspiegel
 Gleiten der Menschen Geschlechter durch die Zeit,
 Aus der Ewigkeit
 In die Ewigkeit,
 Über Geburt und Tod –
 Von Gott
 Zu Gott. –
 Aber gemessenen Schlages tickt
 in Deiner Diele die rastlose Uhr.
 Sie hat auf Väter und Söhne geblickt
 Und folgt der Enkel flüchtiger Spur.
 Sie raunt Dir zu: Bist Du bereit?
 Ich schlage die Stunde für Freud und für Leid –
 Den Alten, die nahe dem Grabe sind,
 Und Dir, Du feines blutjunges Kind.
 Hörst Du meine mahnende Melodie?
 Auch Dein Weg ziehet an mir vorbei
 Durch die Zeit
 In die Ewigkeit
 Von Gott
 Zu Gott.

Emil Högg

Ein gotischer Freskenzyklus in der Kirche zu Unterhausen

Von Wilhelm Boeck



Der gotische Turmchor in Unterhausen

Der leider nur spärliche Bestand an gotischen Wandmalereien in Schwaben, den zudem noch während des letzten Krieges harte Verluste trafen (z. B. Bermaringen), wurde in jüngster Zeit um ein wichtiges Denkmal bereichert. Gelegentlich umfangreicher Instandsetzungsarbeiten in der evangelischen Pfarrkirche von Unterhausen bei Reutlingen, die unter Leitung von Oberbaurat Karl Haid-Reutlingen durchgeführt wurden, konnte 1947 durch den an der Ausführung maßgebend beteiligten Malermeister Anton Geiselhart-Reutlingen die Ausmalung des gotischen Turmchores in vollem Umfang aufgedeckt werden. Zu diesem Zwecke wurde ein tief herabgehendes Kreuzgewölbe, das vermutlich aus einer Renovierung der Kirche im Jahre 1661 stammte, aus dem Chöre entfernt. Dabei kamen oberhalb des Gewölbes (in den Ecken des jetzt wieder gerade geschlossenen Raumes) die Gemälde in einem teilweise noch frischen Zustande zutage; unterhalb des Gewölbes wurden sie durch Abklopfen

der barocken Putzschicht sorgfältig freigelegt und fixiert. In diesen Teilen sind die Malereien durch die Spitzhammerschläge zum Aufbringen des barocken Putzes beschädigt und die in der bekannten Mischtechnik der gotischen Wandmaler nachträglich trockenen aufgesetzten Farbflächen meist verloren. Auch durch die Anbringung des jetzt entfernten Kreuzgewölbes – dessen Verlauf noch gut zu verfolgen ist – waren Teile der Malerei zerstört worden, ebenso durch Veränderung der Fensteröffnungen. Nur das Ostfenster hat seine alte Form bewahrt, wie sich aus den grünen gemalten Rahmenleisten ergibt, das südliche ist noch im späten Mittelalter erweitert, das nördliche gleichzeitig erst eingebrochen worden, so daß ganze Szenen der Malerei schon damals beseitigt wurden. Auch der sich zum Schiff hin öffnende große Spitzbogen ist zu jener Zeit anscheinend etwas erweitert worden.

Trotz der geschilderten Veränderungen stellt die ge-

schlossene Ausmalung des $5,60 \times 5,90$ m messenden Chorraumes einen besonders glücklichen Fall von Erhaltung dar. Ist es schon an sich selten, daß wir hierzulande erst in jüngerer Zeit aufgedeckte und nicht durch Ergänzung von Restauratoren verfälschte Wandgemälde sehen können, so ermöglichen der farbige Zustand der Bilder und die günstigen Beleuchtungsverhältnisse im Chor einen einzigartig schönen Gesamteindruck, der sich bereits dem vom Schiff her Nahenden erschließt. (In seinem Interesse wäre dringend zu wünschen, daß der große moderne Kruzifixus über dem Altar mit einem bescheideneren Altarkreuz vertauscht würde.) Außerdem handelt es sich um Schöpfungen einer einheitlichen Werkstatt und einer in der Wandmalerei des schwäbischen Gebiets sonst nicht vertretenen Stilstufe, wovon unten noch die Rede sein soll. Die besondere Bedeutung liegt aber vielleicht in der ikonographischen Ausführlichkeit, mit der in den beiden oberen Streifen die Geschichte des Kirchenpatrones Johannes des Täufers in 22 Szenen geschildert ist (die Johanneslegende des Blaubeurers Hochaltars gegen Ende des 15. Jahrhunderts kommt mit 16 aus), während der dritte, unterste Streifen der Passion Christi gewidmet ist. Bei dem sehr ungleichen Erhaltungszustand der einzelnen Szenen ist man oft genötigt, aus kleinen Einzelheiten auf das Ganze zu schließen, um den epischen Ablauf zu rekonstruieren. Das ist im großen und ganzen möglich, auch wenn die Gegenstände für den Betrachter nicht auf den ersten Blick erkennbar sind. Deshalb ist es notwendig, eine genauere Beschreibung der Szenenfolge mit den deutbaren Einzelheiten – und damit zugleich eine Art Führer zu den Bildern – zu geben. Sie laufen, wie das beigegegebene Schema zeigt, jeweils von links nach rechts über Nord-, Ost- und Südwand. Die wohlberechnet perspektivisch gestuften Höhenmaße der Streifen sind: oben 1,50 m, Mitte 1,25 m, unten 1,10 m (die hellen Trennleisten sind etwa 6 cm breit); gegen unten folgt noch eine, heute durch Täfelung verdeckte Dekoration von grün gemalten, gerafften Tüchern. Die „Verkündigung“

auf der Westwand, die zuletzt beschrieben wird, ist maßstäblich größer und 1,75 m hoch. – Im folgenden werden die einzelnen Darstellungen entsprechend der Nummernzählung unseres Schemas beschrieben:

1. *Symbolische Darstellung (?)* Der Johannes-Zyklus beginnt mit der einstweilen rätselhaften Darstellung einer großen sitzenden, ursprünglich hellblau gewandeten weiblichen Figur mit Kopfschleier und Nimbus, deren seitlich ausgestreckte Arme zu zwei im Vergleich winzig kleinen Figürchen, ebenfalls mit Nimbus, hingehen. Das linke, weibliche Figürchen in burgunderrotem Kleid wird von ihr am Arm gefaßt, als solle es zu dem entsprechenden rechts hingeführt werden, von dem nur der Kopf ungenau erkennbar ist, so daß fraglich bleibt, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Im Hinblick auf die Fortsetzung der Reihe ist zu vermuten, daß Vorfahren der Elisabeth, der Mutter des Johannes, in genealogischer Verbindung gemeint sind. Die Benennung der großen, mit Heiligenschein ausgezeichneten Figur bietet dabei die größten Schwierigkeiten.

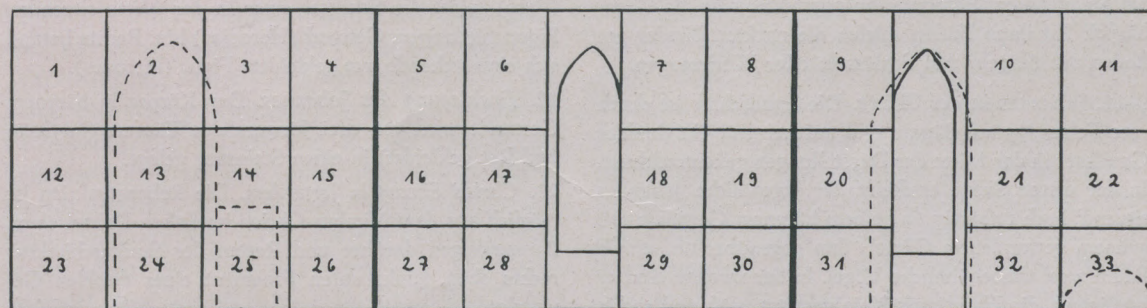
2. Nur uncharakteristische Farbreste erhalten.

3. *Vermählung der Elisabeth.* In der Mitte eines in rosa Steinton gerahmten Innenraumes steht ein dicker, bärtiger Priester in zinnoberrotem Gewand und Mantel. Er führt die Hände der links stehenden Elisabeth (in hellem, grün schattiertem Gewand, mit geneigtem Kopf und Nimbus) und des Zacharias gegenüber zusammen (in blaugrünem Gewand, mit dunklen grünen Strümpfen und kupferbraunen Schuhen wie in 5).

4. *Verkündigung an Zacharias.* Im Inneren des Tempels zur Rechten ein graues Architekturgerüst um den weiß bekleideten, mit Borten in Grün und Kupferbraun geschmückten Altar vor rotem Grunde. Links groß Zacharias in Blau mit Mitra, die Hände zu dem kleineren Engel erhoben, der am Rande rechts in Alba und grüner Dalmatika erscheint.

5. *Begegnung von Zacharias und Elisabeth.* Der vom Tempeldienst heimkehrende Zacharias (in rötlichem, grün gefüttertem Gewand, mit grünen Strümpfen und kupferbraunen Schuhen) reicht der Frau (mit Kopfschleier und Gewand wie in 3) die Hand.

6. *Heimsuchung.* Maria (in himmelblauem Gewand mit reichem Nimbus) schreitet von links auf ihre Base





Maria und Elisabeth beim Spinnen (Nr. 8)

Elisabeth zu; hinter ihr auf rotem Felsen ein grüner Baum.

7. *Geburt Johannes des Täufers.* Von chromoxydgrünem, gelb umrahmtem Fliesenmuster hebt sich das schräg gestellte Bett der Wöchnerin mit zinnoberroter, innen grüner Decke ab. An der Wiege vor dem Bett, in der der Neugeborene in blaugrünem Wickel liegt, ist – entsprechend der Erzählung der *Legenda Aurea* – Maria helfend beschäftigt (nach Gewandfarbe und Spuren des Nimbus zu identifizieren).

8. *Maria und Elisabeth beim Spinnen.* Auf einer im Winkel angeordneten Bank vor rotem Grunde sitzt links Maria (in dem hellblauen Gewande mit reichem Nimbus) am Spinnrocken, Elisabeth ihr gegenüber hält die Garnhaspel. Zu ihren Füßen spielen die nackten Kinder am Boden mit Nägeln und Schlüsseln oder Werkzeugen.

9–11. *Johannes in der Wüste.* Die Landschaft ist durch rote Felsen, grüne Bäume und anscheinend ein dunkles Gewässer in der Mitte der Darstellungen gekennzeichnet. In der ersten Szene erscheint der jugendliche Johannes sitzend, noch unbärtig, in gelbem härenem Gewande mit grünem gewundenem Gürtel; ihm gegenüber auf einem Baum zwei taubenähnliche Vögel. In der zweiten sitzt er predigend, die Hand aufs Knie gestützt, während rechts

unten kleine Figuren von Zuschauern oder Zuhörern zu erkennen sind. In der dritten scheint er in büßender Haltung zu knien.

12. *Taufe Christi.* Von links beugt sich Johannes (größtenteils zerstört) zu Christus vor, der von Wellen überspült im Wasser steht. Der bei dieser Szene meist übliche Engel war nicht vorhanden.

13. Weitere Szene aus der Tätigkeit des Täufers in der Wüste, bei Anlage des Fensters zerstört.

14. *Johannes und die Schriftgelehrten.* Links Johannes stehend, in bräunlichem Fellkleide, mit Nimbus. Von seiner rechten Hand geht ein Spruchband zu den Personen auf der rechten Seite hinüber, von denen Kopf und Oberkörper eines grün gekleideten Mannes und dahinter Reste einer zweiten Figur zu erkennen sind.

15. *Johannes vor Herodes.* Die Komposition ist der vorigen ähnlich. Rechts sind unter einem Baldachin sitzend eine Figur in Rot und Grün (Herodes; vergleiche 17, 19, 21!), dahinter eine weitere in Grün mit roter Mütze (Herodias; vergleiche 18!) dargestellt.

16. *Johannes im Kerker.* Figürliches ist hier nicht erkennbar. Doch ergibt der Vergleich mit 19, daß die Architektur des Gefängnisturmes gemeint ist.

17. *Gastmahl des Herodes.* Hinter dem weiß gedeckten Tisch sitzt links eine Figur in rotem Gewand mit grünen Ärmeln (Herodes), links eine in Grün gekleidete Figur mit großer grüner Sendelhaube. Links vor dem Tisch in grünem Gewand Salome in kleinerem Maßstab.

18. *Herodias' Unterredung mit Salome.* Auf einer Stufe rechts sitzt Herodias in langem grünem, rot gefüttertem Mantel und roter Kappe auf einer Bank. Ihr zugewendet steht links Salome in langem grünen Gewande.

19. *Salomes Forderung.* Im Turm links ist der Kopf des Täufers in einem Fenster sichtbar. Salome fordert von dem rechts herzutretenden Herodes (in rotem Kleid und grünem Untergewand, mit heller Kopfbedeckung) das Haupt des Johannes.

20. *Entscheidung des Johannes.* Vor der Öffnung einer grauen, grün gedeckten Architektur links Johannes Körper in noch aufrechter Haltung. Gegenüber steckt der Henker (bärtig, in blaugrauer Rüstung) bereits sein Schwert wieder ein. Zu seinen Füßen der abgeschlagene Kopf mit Nimbus.

21. *Überreichung des Hauptes des Johannes.* Salome (links) reicht die Schüssel einer in der Mitte sitzenden Figur mit langem Gewand (Herodias) hin. Rechts befand sich eine stehende, rot gekleidete Figur (Herodes).

22. *Grablegung des Johannes.* Der Körper in härenem Gewande wird von drei Jüngern des Täufers (in Grün und Rot gekleidet) in einen Steinsarg gelegt.

23. *Christi Einzug in Jerusalem.* Die Rekonstruktion ist möglich aus dem Nimbus Christi im linken Drittel oben, Baumzweigen darüber und Resten der Stadtarchitektur rechts oben. Links unten Fragment eines dunklen Gewandes.

24. Durch Fenster zerstört. Hier muß sich das *Abendmahl* befunden haben.

25. Durch Einbringung einer spätgotischen Sakramentsnische zerstört. Hier muß sich *Christi Gebet auf dem Ölberg* befunden haben.

26. *Gefangennahme Christi*. Christus (mit Nimbus) in der Mitte und Judas rechts neben ihm sind deutlich erkennbar, ebenso Petrus links (mit Nimbus, in gelbem und blaugrünem Gewande), sein Schwert und der vor ihm kauernde Malchus in dunkelgrünem Gewand und roter Mütze.

27. *Christus vor Kaiphas*. Rechts von Christus ein jüdischer Verleumder. Der rechts sitzende Hohepriester trägt ein rotes Obergewand und einen grünen Judenhut mit priesterlichen Bändern.

28. *Geißelung Christi*. Vor rotem Grund in der Mitte Christus, von der grauen Säule überschritten. Der linke Scherge ist grün gekleidet, der rechte, mit einem grünen Stäupbesen, weiß.

29. *Dornenkrönung Christi*. Auf brauner Bank Christus in graugrünem (?) Gewande, mit grüner, blutiger Dornenkrone. An den Schergen nur geringe Farbspuren.

30. *Christus vor Pilatus*. Christus, von einem Juden verklagt und von einem Kriegsknecht in hellgrauem Panzer begleitet, steht vor dem sitzenden Pilatus (nur Reste des grünen Gewandes erhalten).

31. *Kreuztragung Christi*. Ein gepanzerter Scherge zieht Christus nach rechts vorwärts. Von dem linken Schergen blieb nur ein roter Farbfleck.

32. *Kreuzigung Christi*. Die Zeichnung des Gekreuzigten gut erhalten. Links neben ihm ein Mann in kurzem grauem Gewande mit grünen Strümpfen, durch den Lanzenschaft, der auf die Seitenwunde zielt, als Longinus zu deuten. Am linken Rande Maria. Rechts neben Christus Johannes Ev. Von einer männlichen Figur ganz rechts sind nur die Beine erhalten; hier muß nach Analogien der gute Hauptmann gestanden haben.

33. *Auferstehung Christi*. Als einziger, eindeutiger Rest ist nur noch die segnende Hand Christi mit dem Wundmal vorhanden. Im übrigen wurde die Szene bei einer Vergrößerung der Türöffnung zur Sakristei weitgehend zerstört.

Von der in den oberen Ecken der Westwand beiderseits vom Chorbogen in zwei Feldern dargestellten „Verkündigung Mariä“ gibt der südliche Teil mit Maria noch einen guten Begriff von der ursprünglichen Farbigkeit (Abb. S. 208). Die kniende Jungfrau in hellblauem Gewand wird von einer rosigen Architektur vor dunklem Grund umfaßt. Ihre dunkelblonden Haare kommen auch in den anderen Bildern typisch immer wieder vor. Der grüne Nimbus, der auch sonst beggnet (zum Beispiel in Nr. 1 bei dem linken Figür-



Geißelung Christi (Nr. 28)

chen), dürfte als Untermalung anzusprechen sein, so wie die dunklen Nimben (in Nr. 1 bei der großen Figur oder in Nr. 5) auf eine Veränderung der Farbe zurückgehen dürften. An dem geöffneten Buche, in dem Maria las, sind noch die grünen Bänder zum Schließen zu bemerken. Der teilweise zerstörte Engel auf der anderen Seite war weiß gewandet, seine grünlichen Flügel nach links und rechts ausgebreitet. – Was zwischen diesen Feldern über dem Bogen dargestellt war, ist infolge der Erweiterung und Neudekoration des Bogens nicht mehr festzustellen. In dem teils noch erhaltenen Feld unter dem Verkündigungsendel war Johannes (oder Abel?) im Haarkleide und mit hellem Nimbus (oben links), ein kleines Lamm haltend auf grünem Untergrund vor dunkler Folie wiedergegeben. Die entsprechende grüngewandete Figur mit Nimbus auf der Nordseite unter der Verkündigung-Maria läßt sich nicht mehr identifizieren.

Wenn auch die einzelnen Darstellungen oft sehr fragmentarisch sind, so lassen sie sich doch vom Betrachter kombinierend so weit ergänzen, daß er bei näherer Beschäftigung von der epischen Form des Malers und seinen künstlerischen Mitteln einen nachhaltigen Eindruck empfängt. Der Künstler liebt es etwa, die Geschichte des Martyriums des Johannes nach Art der

Heiligenlegenden bilderbogenhaft auszubreiten. Dagegen läßt er zum Beispiel die Geschichte der Namensgebung des Kindes Johannes ganz beiseite. Seine Erzählung ist so einfach und anschaulich, daß er nur in seltenen Fällen zur Hilfe der Spruchbänder zu greifen braucht (in Nr. 12 und Nr. 14). Trotz der Beschränkung auf die notwendigsten Figuren sind seine Kompositionen nicht „primitiv“ im negativen Sinne, ja dieser Beschränkung verdankt er noch eine gewisse monumentale Wirkung, die im 15. Jahrhundert allgemein im Schwinden war; man denke nur an die großartige Gestalt der Herodias im Gespräch mit Salome (Nr. 18)! Während er den Maßstab der Figuren noch ohne Rücksicht auf die Perspektive wechselt, liebt er es, Architekturen und Innenräume über Eck zu sehen. Andererseits hält er gegenüber den realistisch bürgerlichen Tendenzen, wie sie sich damals

anmeldeten, noch an einer gewissen höfischen Schlankheit, Beweglichkeit und Zierlichkeit der Figuren fest; dieses Ideal ist am deutlichsten in der Maria der „Verkündigung“ verkörpert. Auch in der Tracht huldigt er eleganten Neigungen und Abwechslung in Einzelheiten. Aus allen diesen Eigenschaften ergibt sich mit ziemlicher Bestimmtheit die Datierung der Gemälde in Unterhausen in die Jahre gegen 1430, kurz bevor in unserer Landschaft Lucas Moser und Hans Multscher der Malerei eine neue Richtung gaben. Gewiß sind sie noch früher als zum Beispiel der Passionszyklus der Erhardskapelle im nahen Trochtelfingen, abgesehen von den dort störenden Ergänzungen. Auch der künstlerische Rang der neuentdeckten Fresken in Unterhausen liegt höher, so daß wir ihre besondere, kunstgeschichtlich wichtige Stilstufe nun auch in Schwaben in einem beachtlichen Beispiel besitzen.



Verkündigung Mariä

Der Kampf zwischen Donau und Rhein

Von Edwin Grünvogel

„Habent sua fata fluvii“ könnte man in Abwandlung eines bekannten Wortes sagen. Auch die Flüsse haben ihre Schicksale, ihre Entwicklung, ihre Geschichte in der Vergangenheit und in der Zukunft. Nur in der Gegenwart pflegt ihr Bett unserem Sinn als das unveränderliche Gefäß zu erscheinen, in dem das so leicht bewegliche Wasser, eilends fliehend wie die Stunden unseres Lebens, ohne Unterlaß zu Tale rinnt, um „in des Ozeans Nacht“ zu verschwinden. Und doch ist das Täuschung. Auch für sie gilt Goethes Feststellung über die Natur: „Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff“. Bloß daß die Umgestaltung der Flußläufe meist zu langsam, in zu großen Zeiträumen erfolgt, um ohne weiteres aufzufallen. Zum Fachmann aber spricht sie in zahlreichen Urkunden. Jedoch gibt es auch Fälle, wo die Entwicklung so rasch abläuft, daß sie jedem Auge sichtbar wird. Eines der schönsten Beispiele dieser Art findet sich in unserem Gebiet. Ich meine die Versickerung der Donau bei Immendingen und Fridingen zum Aachfluß, die sich seit ihrem ersten, durch Färbeversuche erfolgten Nachweis im Jahre 1877 so stark gesteigert hat, daß heute das Donaubett viele Monate des Jahres völlig trocken liegt und nur in feuchten Zeiten gewissermaßen der Überlauf dem Donautal abwärts und so dem Schwarzen Meer verbleibt. Damit sind wir schon im Mittelpunkt unseres Themas, an dem Kampf der beiden großen Flußsysteme unseres Gebietes, der Donau und des Rheins, angelangt.

In weiten Kurven zieht die große europäische Wasserscheide zwischen den beiden Strömen, zwischen Schwarzem Meer und Nordsee, quer durch unser Gebiet im „Dachfirst“ der deutschen Landschaft. Aber sie ist nichts Festliegendes. Überall, wo Nebenflüsse des Rheins mit solchen der Donau handgemein werden, rücken jene auf Kosten dieser vor.

Man sagt, die „altersschwache“ Donau werde von dem „jugendlichen Räuber“ Rhein zurückgedrängt. Was heißt bei einem Fluß alt und jung? Was ist überhaupt seine Geburt? Beide Ströme entstammen Senken der Erdkruste, die im Gefolge der gewaltigen, das Antlitz des neuen Europa formenden, tertiären Gebirgsbildungen geschaffen wurden. Aber bevor der Strom darin floß, füllte sie das Meer. Entstehungs-

mäßig sind die beiden Meeresbecken des Rhein- und des Donaulaufes nicht ohne weiteres zu vergleichen. Schon zu Beginn des Tertiärs wurden die ersten Anzeichen des schließlich bis zu fünf Kilometer absinkenden oberrheinischen Grabens zwischen Basel und Mainz bemerkbar, in dem sich zur Mitteloligozänzeit* Nordsee und Mittelländisches Meer (über das Rhonetäl) die Hand reichten. Nach manchem Hin und Her gab der Ozean den Graben am Ende des Oligozäns wieder frei. Vom Miozän an wurde der Oberrheingraben, der noch mit vielen Süßwasserseen und Sümpfen in Verbindung stand, durch den Urrhein (Nordseerhein) zur Nordsee entwässert. Im Gegensatz zu dieser durch Schichtabbruch erzeugten „Schramme“ der Erdrinde entstand die Senke, in der sich später die Donau ansiedelte, im Gefolge der Alpenfaltung als sogenannte „Vortiefe“ nördlich der Alpen. Aber indem die Alpenfaltung immer weiter nach Norden vorrückte, wanderte die Vortiefe ebenso dauernd nach Norden, während der Rheingraben jederzeit an Ort und Stelle verblieb. Im Mitteloligozän hatte das sich füllende, vom Rhonebecken (Mittelmeer) bis zum Wiener Becken (damals Westrand des Schwarzen Meeres) sich erstreckende Ärmelmeer, welches die Alpeninsel vom nördlich benachbarten Kontinent Europa trennte, bereits die Bodenseegegend erreicht (Molassee), im Jungoligozän – allerdings bei uns zu dieser Zeit ausgesüßt – den Südhang der Alb, und war im Altmiozän gar bis zu deren Mitte vorgedrungen, wo seine Küste heute noch in 600 bis 850 Meter Höhe (so groß die inzwischen eingetretene Hebung) als Kliff, das heißt als felsige Küstenlinie, erhalten ist. Im Jungmiozän aber war an seiner Stelle ein fast ebenso ausgedehnter Süßwassersee entstanden, nach dessen Austrocknung zu Beginn des Pliozäns die Urdonau zurückblieb. Hatte der Rheinstrom von seinem Vorläufermeer die Aufgabe übernommen, die Verbindung herzustellen zwischen Süden und Norden, so die Donau von dem ihrigen die Aufgabe, als Sammler zu wirken für alle von Süd (Alpen) und Nord (Schwarzwald, Alb) zuströmenden Gewässer. Darin bestand der hydrologische Wesenscharakter der beiden Senken. Ob sie von

* Paleozän, Eozän, Oligozän, Miozän, Pliozän: die Unterabteilungen der zwischen Kreide- und Eiszeit liegenden Tertiärzeit.

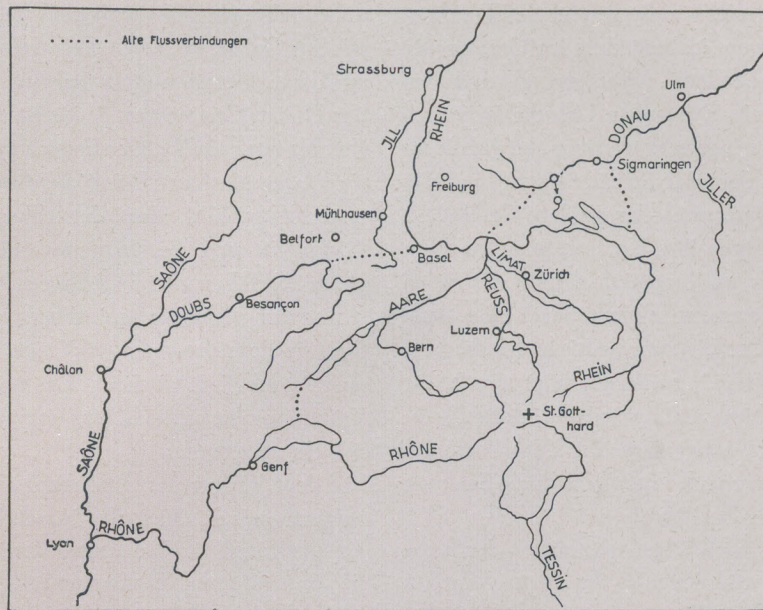
Meer, Süßwasserseen oder Strömen gefüllt waren, blieb sich dabei gleich. Die von ihr gesammelten Gewässer aber führte die Donau ostwärts dem Schwarzen Meer zu, der Rhein nordwärts zur Nordsee.

Sollen wir uns nun um die genaue Zeit der ersten Überflutung durch die den beiden Strömen vorausgegangenen Meere als deren Wiege bemühen? Es würde zu keinem Resultat führen. Denn ein festliegendes und ein wanderndes Meer lassen sich zeitlich nicht vergleichen. Sehen wir das miozäne Molassemeer als ersten Ursprung der Donau an, so erscheint dieser als zu jung bestimmt, denn auch vorher bestand die Vortiefe, nur südlicher, und doch geht es nicht an, etwa die Vortiefe des Altoligozäns, deren Nordgrenze noch in der Nähe des Aarmassivs lag, als beginnende Donau zu bezeichnen. Bei welchem Stadium des Vorrückens sollen wir den Schnitt machen? Es ist unmöglich. Am besten lassen wir die beiden Meere, die ja mindestens in einem Teil des Mitteloligozäns miteinander in offener Verbindung standen, als gleichzeitige Bildungen gelten. Im Hinblick auf sie kam man ganz sicher nicht dazu, der älteren Donau einen jüngeren Rhein gegenüberzustellen.

Andererseits wäre es auch nicht richtig, allzugroßen Wert auf den Augenblick des Verlassens der Wiege, auf das erste zeitliche Auftreten der Ströme selbst, zu legen. Die Ablösung des Meeres durch den Fluß erfolgte, als durch die hebenden Gebirgsprozesse (vielfach mit Beihilfe der in die Senken verfrachteten Schuttmassen) der Boden über das Niveau des Ozeans emporstieg und das Wasser wegen zu geringer Menge oder zu leichten Abflusses Riesenseen nicht bilden konnte. Gegenüber der mitgehobenen unmittelbaren Umgebung blieb die Senke – wenn auch zumeist durch die Aufschüttungen gemildert – und damit ihre hydrologische Aufgabe erhalten. Bei solcher Altersberechnung wäre der in erster Andeutung schon zur Miozänzeit vorhandene Nordseerhein sogar älter als die Urdonau, die ja altpliozän ist. Aber auch hier ist nicht alles klar. Der Donaufluß lag der schwäbischen Landschaft schon länger im Sinn. Beim komplizierten Rückzug des altmiozänen Molassemeeres sehen wir im Mittelmiozän vorübergehend ganz Oberschwaben zu Land geworden mit Ausnahme einer zehn Kilometer breiten, am Südfuß der Alb gelegenen Rinne, die von Ulm bis Sigmaringen mit der heutigen Donau zusammenfällt, von hier jedoch westwärts Schaffhausen zu abbiegt (Graupensandrinne). Schon wollte man in ihr eine „Vordonau“ sehen, jedoch stellte sich heraus, daß es sich um einen nach Westen fließenden Strom, der bei Schaffhausen ins Meer mündete, handelt. Unter anderem finden sich in seinen Ablagerungen

Gerölle, die aus dem Bayrisch-Böhmischen Wald und dem Fichtelgebirge stammen. Und doch ist er in irgendeiner Art als Vorläufer der heutigen Donau aufzufassen. Die umgekehrte Fließrichtung rührt lediglich daher, daß die Alpenfaltung und damit die nördlich anschließende Hebung augenblicklich im Osten stärker erfolgte als im Westen. Doch wurde die Graupensandrinne späterhin völlig begraben durch die Masse von Juranagelfluhgeröllen, die von den jungmiozänen Albflüssen in die Vortiefe befördert wurden. Auf der absoluten Ebenheit dieser Geröllablagerungen entstand dann im Altplioizän die Urdonau, im Westen – von Blumberg bis Neidlingen (westlich von Sigmaringen) – im Zug der heutigen Donau, von hier bis in die Ulmer Gegend halbwegs dieser und dem altmiozänen Kliff, also in der ganzen Länge etwas nördlich der Graupensandrinne. Die Ablagerungen der Urdonau sind als sogenannte Quarzschotter dem Albkörper nur seicht eingegraben, sie liegen heute meist bis zu 150 Meter, in Einzelfällen bis 230 Meter über dem heutigen Donauspiegel. Das will besagen, daß die Donau sich seit dem Altplioizän ebenso stark eingetieft, die Alb ebenso hoch gehoben hat. Manz gebührt das Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß die altpliozäne Urdonau durch Vermittlung von Aitrach und Wutach als Oberlauf die Aare, ja sogar noch über den Genfer See die Oberrhone (Alpenrhone) hatte. Man heißt sie deshalb auch *Alpen- oder Aaredonau*, von der gleichzeitig die Schwarzwaldonau (Breg, Brigach) nur ein linker Nebenfluß war (rechte Nebenflüsse Reuß, Limmat, Alpenrhein). Der Nachweis erfolgte durch Gerölle aus dem Aaregebiet, ja aus dem Wallis in den Schottern der altpliozänen Donau ganz im Westen bei Blumberg, sowie durch die Größe ihrer Schlingen von hier bis Beuron, die auf ein fünfmal so großes Einzugsgebiet weisen, als es die heutige Schwarzwaldonau besitzt.

Wie kommt es nun, daß die Donau späterhin den Aareoberlauf und alle jene Alpennebenflüsse verlor? Wir sehen, wie der Strom heute durch die Flüsse des Rheinsystems zurückgedrängt wird. War es die Schwäche der Donau oder die Stärke des Rheins, die hier entscheidend war? Nun zunächst war es die Schwäche der Donau, denn sie wurde und wird auch von den Pozuflüssen zurückgedrängt. Und dann, den Aareoberlauf mit Reuß und Limmat verlor sie gar nicht durch den Rhein, sondern durch ein drittes Flußsystem, den Unterrhone-Saône-Doubs-Strom, den wir bisher vernachlässigt haben. Er war im Westen das, was die Donau nach Osten, das heißt er hatte die Aufgabe, im Westteil der Vortiefe die von Süd und Nord zuströmenden Gewässer zu sammeln und – wie



die Donau ins Schwarze Meer – zur Rhonemündung und damit ins Mittelmeer zu leiten. Im Altplozän verharrte er ruhig westlich der Burgundischen Pforte. Jetzt aber, zu Beginn des Jungplozäns, gewann er vorübergehend Einfluß auf unser Gebiet, indem er durch diese und die Lücke zwischen Schwarzwald und Schweizer Jura bis Waldshut vordrang und damit die Aare mit Reuß und Limmat eroberte. Denn zu diesem Termin treffen wir die Gerölle der Aare und des Wallis plötzlich als Sundgauschotter in der Burgundischen Pforte, zur selben Zeit, wo sie bei Blumberg sechzig Meter über dem heutigen Donauspiegel verschwinden und abwärts durch einheimische Weißjuragerölle ersetzt werden. Von nun ab haben wir den Alpenrhein als Quellfluß der Donau anzusehen, die ihm gegenüber wasserärmere Schwarzwalddonau war also immer noch Nebenfluß. Ein großes Geschehen, wenn die Hauptquelle der Donau vom Wallis zum Osthang des flussespendenden St. Gotthard verlegt wurde!

Bald aber mußte der Unterrhone-Saône-Doubs-Strom wieder zur Burgundischen Pforte zurückweichen. Denn er hatte seinerseits einen noch stärkeren Gegner gefunden, den Nordseerhein. Auch dieser war zuletzt im ganzen Altplozän mit seiner Quelle am Kaiserstuhl stillgelegt. Jedoch im Jungplozän, kurz nach dem Vordringen des Unterrhone-Saône-Doubs-Stroms, verstärkte er seine Kraft und entriß diesem seine Beute wieder, indem er die Wasserscheide nach Süden zurückdrängend, dessen Bett im Südtail des Oberrheingrabens erreichte und damit das Wasser der Aare mit

dem der Reuß und Limmat zur Nordsee leitete. In der Folge bewies er seine Überlegenheit über die Donau, indem er ihr (wohl noch kurz vor der Eiszeit) das Bodenseegebiet und den Alpenrhein raubte. Nun erst war die Schwarzwalddonau Hauptfluß geworden. Seit Anfang des Jungplozäns hatte die Eintiefung der Donau um die genannten 150 Meter in den Albkörper begonnen. Sie erfolgte bis heute im Westen an Ort und Stelle, während von Neidlingen nach Ost dasselbe Ziel durch Abgleiten auf einer im Schichtfallen nachweisbaren schiefen Ebene nach Süden erreicht wurde. So war im Jungplozän auch von Neidlingen bis Munderkingen die heutige Donau entstanden. Östlich davon aber floß die Donau noch in der ganzen älteren Eiszeit nördlich ihres heutigen Laufs von Munderkingen bis Ehingen durch das Kirchener Tal, von Ehingen ab durch das Schmiech-, Ach- und Blautal und glitt erst in der Eiszeit nach Süden in das jetzige Bett ab. Während die heutige Donau als im Westen von Blumberg bis Neidlingen im Tal der altplozänen Aaredonau verblieben ist, hat sie im Osten von Sigmaringen bis Ulm zur Graupensandrinne zurückgefunden! Im übrigen blieb der Alpenrhein Sieger bis zum heutigen Tag. Allerdings wurde dieser Sieg in der Eiszeit vorübergehend verschleiert, indem das Wasser des Alpenrheins wiederholt zum Rheingletscher erstarrte. Denn dieser überfuhr weite Gebiete Oberschwabens, ja drang im Höchststand bis über Sigmaringen hinaus vor, so daß seine Schmelzwässer zum großen Teil der Donau zufielen.

Bei der Entscheidung des Kampfes zwischen den

drei Flußsystemen spielen sicherlich lokale Ursachen: Niveaushiftungen, insbesondere im Gefolge der dauernd weitergehenden Alpenfaltung und im Oberrheingebiet, mit. Die tiefste Ursache ist jedoch die größere oder geringere Entfernung der Erosionsbasis, des Meeres, dem der Strom zufließt, und das dadurch bedingte geringere oder größere Gefälle. So geriet die Donau gegen ihre Konkurrenten ins Hintertreffen, weil das im Jungmiozän noch bis Wien reichende Urschwarzwasser seitdem durch ihre Aufschüttungen nach Ost bis zum heutigen Restbecken, dem „Schwarzen Meer“, zurückgedrängt wurde, ihr also ein dauernd sich verlängernder Unterlauf anwuchs. Bei der Überlegenheit des Nordseerheins spielt die Verkürzung seines Laufs durch die Senkung des Nordseebeckens die Hauptrolle.

Wenn man vom jungen Rhein gegenüber der alten Donau spricht, so rechnet man ihr Alter von dem Zeitpunkt an, wo die beiden Ströme erstmals in nennenswertem Maß formend in unsere Landschaft traten. Das ist bei der Donau ohne Zweifel zu Beginn des Altploziäns geschehen. Seither verlor sie nicht nur dauernd an Einzugsgebiet und Wassermenge, sondern erfuhr auch bis zur Ostgrenze Schwabens eine grundsätzliche Änderung ihrer hydrologischen Bedeutung. Während Molassemeer und Aareodonau Sammler waren für alle von Süd wie Nord der oberschwäbisch-schweizerischen Mulde zuströmenden Gewässer, empfängt die heutige Donau hier nur noch Entwässerungsadern von Norden (erster Alpenzufluß die Iller). Den anderen Teil der Aufgabe, die Alpenzuflüsse zu sammeln, hat ihr der Bodensee-Hochrhein abgenommen, der dafür von Norden keine Zuflüsse bekommt. Das Meer des Rheingrabens hatte die Funktion gehabt, Nord und Süd, genauer Nordsee und (durch Doubs-Saône-Unterrhone) Mittelmeer, zu verbinden. Der mit seiner Quelle am Kaiserstuhl ruhende Nordseerhein des Miozäns und Altploziäns bedeutet Verzicht auf dieses Ziel, also Unterbrechung der Verbindung. Er ist nur als Vorläufer zu werten. Die Geburtsstunde des Rheins im genannten Sinn schlug erst zu Beginn des Jungploziäns, als er sich, das alte Ziel wieder aufnehmend, vom Kaiserstuhl südwärts wandte, womit er also tatsächlich jünger als die Donau ist. Sein Anfangserfolg gegenüber der Rhone machte baldigem Stillstand Platz, um so mehr gewann er Raum nach Osten auf Kosten der schwachen Donau. Seine Bewährung aber wird er auf die Dauer nur im Sieg über die Mittelmeerflüsse Rhone und Po beweisen können. Immerhin in unserem Land, wo er es nur mit der Donau zu tun hat, dringt er

unbehindert vorwärts als jugendlicher, sieghafter Fluß, wie ihn Goethe in „Mahomets Gesang“ so meisterlich schilderte. Demgegenüber bedeutet das Rückschreiten der Donau Greisentum. Ja sie ist diesbezüglich noch älter als ihrer altploziänen Entstehung entspricht. Denn sie kannte nie jugendliches Wachstum, sondern vom ersten Augenblick ihrer Entstehung an dauernd nur Rückschritt und Verkleinerung. Sie kam sozusagen gleich im Höhepunkt des Mannesalters zur Welt, von wo es nur greisenhaften Abstieg geben konnte. So sind die Bezeichnungen „alt“ und „jung“ schließlich mehr symbolisch gemeint. Ein vorhandener reicher Kräftekomplex zerfällt, aus seinen Elementen baut sich ein neuer auf.

Mit dem Verlust des Aareoberlaufs und der Alpenzuflüsse einschließlich des Alpenrheins ist bei uns die ursprüngliche Bedeutung der Donau erloschen, sie ist in unseren Landen nur noch eine Ruine, ein Torso. Was sie seither an Einzugsgebiet einbüßte, ist nur ein kümmerliches Nachspiel gegenüber der katastrophalen Verminderung, die sie zuvor erlitt. Wie auf schmalem Hochsteg oder wie ein auf hohen Pfeilern ruhender altrömischer Aquaedukt durchquert sie unser Land und überall, wo das Bett leck ist, muß sie ausfließen. Das geschieht bei Immendingen zu dem nur 12 km entfernten, jedoch 180 m tiefer gelegenen Aachtopf. So ist ihr der heutige, aus Breg und Brigach zusammengewachsene Ersatzoberlauf schon fast verloren. Alle ihre Nebenflüsse werden ebenfalls von den Rhein-(Neckar-)Zubringern von Norden her zurückgedrängt, so die Brenz vom Kocher, die Schmieda von der Killer-Starzel und so weiter. Man betrachte alle die Albdurchbrüche, in denen ja ein Zufluß des Neckars in ein altes danubisches Tal vorstößt und dieses aufzehrt, wie einstens die Schwarzwaldodonau des Feldberggebietes durch die Wutach dem Rhein zugeleitet wurde. Geologisch gesprochen wird die Donau bald aus Schwaben verschwunden sein. Auch an dessen Ostgrenze wird die Zerstörung nicht haltmachen. Wie weit die Entwicklung fortschreiten wird, wissen wir nicht. Zum mindesten aber in unserem Land ist die Donau ein dem Untergang geweihter Fluß. Wie oft kamen mir, als ich in dem am Fuß des Bussen gelegenen Donaustädtchen als Evakuierter leben mußte, beim Anblick des Flusses Lenaus Verse in den Sinn:

„Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
In des Stroms zerbrochenen Akkorden,
Und aufhorchend ist des Menschen Herz
Seiner eignen Klage still geworden.“



Sitzende. Plastik von Walter Ostermayer †
Aufnahme: Moegle, Stuttgart



Pfarrkirche in Laiz. Blick vom Chorraum in das Mittelschiff. Ursprünglich „Staffelhalle“ (Pseudobasilika), 1765 bis 1768 zu einer Basilika umgebaut. Wandgemälde von Meinrad von Aw 1768, Stuckdecke von Josef Henselmann 1951

Aufnahme: Haselmeier, Sigmaringen



Gefallenenehrung an der Friedhofsmauer in Laiz von Josef Henselmann
Aufnahme: Haselmeier, Sigmaringen

Denkmalpflege in Hohenzollern

Von Walther Genzmer

I. Kirchenraumerneuerungen in Laiz, Bingen und Beuron

Bei der denkmalpflegerischen Instandsetzung von Kirchenräumen handelt es sich sehr häufig nur darum, verständnislose, handwerklich verkehrte und unkünstlerische Zutaten des 19. Jahrhunderts zu entfernen und gleichsam durch Abziehen einer wesensfremden Haut das ursprüngliche Antlitz wieder sichtbar zu

machen. Die Tätigkeit des Denkmalpflegers ist dabei keineswegs archäologisch oder retrospektiv gemeint, wie man es ihm oft vorwirft, sondern die Aufgabe, die er sich stellt, ist einfach die, das räumliche Kunstwerk aus seinem Dornröschenschlaf zu erwecken und, meist mit verhältnismäßig geringen Mitteln, in sein



Pfarrkirche in Bingen. Blick gegen den Chor. Zustand bis 1951

Aufnahme: Haselmeier, Sigmaringen

eigentliches Leben zurückrufen. Für derlei Kirchenraumerneuerungen ließen sich in Hohenzollern wie in unserer ganzen schwäbischen Landschaft zahlreiche Beispiele anführen. Reizvoller, aber zugleich auch problematischer wird die Aufgabe dann, wenn man mit dem Aufdecken und Konservieren nicht auskommt, sondern wenn darüber hinaus größere Ergänzungen oder Änderungen notwendig werden. Hier besonders gilt dann die alte Wahrheit, daß in der praktischen Denkmalpflege eigentlich jeder Fall anders liegt und daß allgemein gültige Richtlinien nicht aufgestellt werden können.

Der hohenzollerischen Denkmalpflege stellten sich in den letzten Jahren drei Aufgaben dieser schwierigeren Art: bei den Pfarrkirchen in Laiz bei Sigmaringen und in Bingen an der Lauchert und bei der Kloster- und Pfarrkirche in Beuron. Den Dorfkirchen in Laiz und Bingen kommt, wie zu zeigen sein wird, überörtliche Bedeutung zu; für die Kirche der Erzabtei Beuron darf das Interesse der Allgemeinheit ohnehin vorausgesetzt werden.

Die *Laizer Kirche* gehört (was bisher nur wenig be-

kannt geworden ist, da sie im 18. Jahrhundert umgebaut wurde) zu der Gruppe der schwäbischen „Staffelhallen“ oder „Stufenhallen“, deren Herkunft Adolf Schahl in einem sehr lesenswerten Beitrag zu der Festschrift für Julius Baum behandelt hat *. Die Jahreszahl 1452 an der Mensaplate des südlichen Seitenaltars dürfte den Zeitpunkt der Vollendung des Wiederaufbaues der Laizer Kirche nach dem Brande des Jahres 1426 angeben. Damit käme die Kirche in die zeitliche Nähe der Stiftskirche in Stuttgart, der Alexanderkirche in Marbach und der Stadtkirche in Kirchheim/Teck.

Ihr Querschnitt dürfte dem von Schahl a. a. O. veröffentlichten der Pfarrkirche Owen ähnlich gewesen sein: hohe spitzbogige Arkaden zwischen Mittelschiff und Seitenschiffen, flache Täferdecke über dem unbeleuchteten Mittelschiff, schräg ansteigende Täfer-

* Von Otto Schmitt erschien nach seinem Tode ein sehr schöner Aufsatz in Heft sechs des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift über die Tübinger Stiftskirche als Beispiel einer „Stufenhalle“.



Pfarrkirche in Bingen. Blick gegen den Chor nach der Erneuerung

Aufnahme: Haselmeier, Sigmaringen

decken oder offene Dachstühle über den niedrigeren Seitenschiffen, einheitliches Steildach über den drei Schiffen.

Der besonders im Mittelschiff ziemlich dunkle gotische Raum hat offenbar den Kirchenbesuchern des 18. Jahrhunderts, die helle sonnendurchflutete Räume liebten, nicht mehr gefallen. Und so machte man im 7. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, in der Zeit des sterbenden Rokoko, aus der Pseudobasilika eine richtige Basilika: Man trug die Außenwände der Seitenschiffe teilweise ab, brach in die Oberteile der Mittelschiffswände halbkreisförmig abgeschlossene Fenster ein, ersetzte die hohen Spitzbögen der Arkaden (die man im Dachraum der Seitenschiffe noch sehen kann) durch gedrückte Korbbögen und deckte die Seitenschiffe außen mit Pultdächern, innen mit schrägen Balkendecken ab, die häßlich in die gedrückten Arkadenbögen einschnitten. Wände und Decken wurden von dem Sigmaringer Barockmaler *Meinrad von Aw* mit Fresken in Stuckrahmen bemalt. Auf reichere Stuckierung wurde verzichtet, entweder aus Geldmangel oder weil man damals schon des überreichen Muschelwerks überdrüssig war. Einen sehr reizvollen Schmuck erhielt die untere Westempore durch einen hölzernen marmorierten

Gnadenaltar von der Hand des Sigmaringer Barockbildhauers *Johann Baptist Hobs*. Seine Rückseite, dem Schiff zugekehrt, ist mit Orgelpfeifen verziert, die in den beiden rechts und links auf der oberen Empore befindlichen Orgelprospekten ihre Fortsetzung finden. Als wir vor einigen Jahren an die Inneninstandsetzung gingen, haben wir zunächst die Seitenschiffe mit Halbtönen versehen, die über den Arkadenbögen ansetzen, und dadurch den unschönen Zustand mit den schrägen Balkendecken beseitigt, ohne daß am Äußeren der Pultdächer etwas geändert werden mußte. Das ist dem Gesamtraum sehr zugute gekommen und hat den Seitenschiffen eine ganz andere Bedeutung im Verhältnis zum Mittelschiff gegeben. Die Mittelschiffsdecke war im 19. Jahrhundert aus uns bekannten Gründen neu verputzt worden, und dabei waren die Aw'schen Deckengemälde verschwunden. Da die Mittelschiffswände mit ihren ausdrucksarmen Arkadenbögen und mit den etwas blassen Wandbildern *Meinrad von Aws* (Darstellungen aus dem Leben Mariä) nach einer kräftigen Zusammenfassung durch die Mittelschiffsdecke verlangten, so kam der Neugestaltung der Decke eine große Bedeutung für die Gesamterscheinung des Kirchenraumes zu. Für diese Aufgabe stellte sich der Münchener Bildhauer



Pfarrkirche in Bingen. Blick gegen die Orgelempore

Aufnahme: Haselmeier, Sigmaringen

Professor *Josef Henselmann*, Präsident der Hochschule der Bildenden Künste, ein geborener Laizer, zur Verfügung. Er schuf im vorigen Sommer eine höchst originelle Stuckdecke, die durch ihre Aufteilung (abwechselnd Kreuze und Kreise) dem Raum einen einprägsamen Rhythmus gibt. Die Kreuze tragen die Zeichen der Dreifaltigkeit (Auge Gottes, gekreuzigter Christus, Taube), auf den Kreisen sind die Glieder der Kirchengemeinde in ihrer Berufsarbeit als Bauern, Handwerker und so weiter aufgereiht, und die Mitten der Kreisflächen nehmen die Worte: „Im Namen des Vaters“, „und des Sohnes“, „und des Heiligen Geistes“ ein – womit die innige Verflechtung des täglichen Lebens mit dem sakramentalen Geschehen in sinnvoller Weise angedeutet wird. Henselmans Decke gibt dem Raum ein ganz neues Gepräge, ohne den geschichtlich überkommenen Bestand im Geringsten zu beeinträchtigen. (Hierzu gehört vor allem eine spätgotische Wandmalerei mit Szenen aus dem Neuen Testament an der Ostseite des quadratischen wohl noch romanischen Chores). Für das nächste Jahr hat Henselmann noch eine neue Kanzel versprochen; denn die alte Kanzel ist etwas kärglich und hat auch keinen Schalldeckel.

Obwohl es nicht zu unserem eigentlichen Thema gehört, wollen wir Laiz nicht verlassen, ohne die prächtige *Kriegerehrung* zu erwähnen, die Henselmann seiner Heimatgemeinde geschenkt hat. Auf der Friedhofsmauer, die die hochgelegene Kirche umgibt, hat er ein steinernes weithin sichtbares Kreuz von bewegtem Umriss errichtet, das einen sehr schönen aufstehenden Christus aus Bronze trägt – ein eigenartiger aber durchaus überzeugender Gedanke. Angesichts der vielen Kriegerehrungen, die jetzt wieder entstehen, ist es zu begrüßen, daß wir ein Ehrenmal von so hohem Range haben, das für andere ähnliche Vorhaben als Maßstab dienen kann.

Die *Pfarrkirche in Bingen* ist bekannt durch ihren reichen Schatz an Gemälden und Plastiken aus allen Jahrhunderten seit dem Ausklang der Spätgotik. Am berühmtesten sind die vier großen Altargemälde (nebst einer Predella) von dem Ulmer *Bartholomäus Zeitblom* und fünf Holzplastiken von *Jörg Syrlin* dem Jüngeren von etwa 1495, die früher in einem Schrein-altar vereinigt waren, für den der stattliche netzgewölbte Chor die würdige Umrahmung gab. Der Bau,

der um 1500 entstand, erhebt sich mit seinem fialengeschmückten Satteldachturn auf einer Anhöhe über dem von der Lauchert durchflossenen breitgelagerten Dorf als eine Art „Dorfkrone“. Wenn man bis vor kurzem die Kirche erwartungsvoll betrat, mußte man allerdings enttäuscht sein; denn die Zeitblombilder waren in vier unförmigen neugotischen Altaraufsätzen fast versteckt, und ihre herrlichen Farben gingen in der trüben Buntheit der gotisierenden Raumausmalung des 19. Jahrhunderts verloren. Geradezu deprimierend aber war der Anblick der beiden langweiligen Westemporen, von deren unterer eine klobige Orgel bis zur Schiffsdecke durchstieß.

Mit der Instandsetzung des Chores hatte man schon vor dem Kriege begonnen. Unter der häßlichen Tünche des 19. Jahrhunderts kam an den Wänden und in den Gewölbekappen ein hellgrauer fast weißer Kalkanstrich hervor, die Gewölberippen und die plastisch geschmückten Schlußsteine zeigten starke Farben, und auf den Gewölbekappen fanden sich reizende Blumenranken aus der Entstehungszeit vor. Von der Farbgebung des Chores hatten wir jetzt bei der des großen rechteckigen flachgedeckten Langhauses auszugehen. An den Wänden genügte ein einfarbiger Anstrich in dem alten Weißgrau; denn diese werden durch die Einzelkunstwerke genügend belebt. Die glatte Decke aber, deren Mitte bisher von einem süßlichen Gemälde eingenommen wurde, verlangte nach einer stärkeren Gliederung. Und diese wurde erreicht durch eine Einteilung in rechteckige Felder durch Stuckleisten, von denen drei durch symbolische Darstellungen der Dreifaltigkeit in versilbertem und vergoldetem Stuck nach Entwürfen des Münchener Bildhauers *Franz Lorch* hervorgehoben werden. Die Orgel wurde nach der Idee von *Walter Supper* an den Außenwänden der unteren Empore verteilt, so daß die Mitte für den Kirchenchor freibleibt. Im Zusammenhang damit wurden die beiden Emporenbrüstungen völlig neu gestaltet. Das Wichtigste aber war die neue Unterbringung der Zeitblombilder. Eine Wiederherstellung des großen alten Schreinaltars war unmöglich, weil man seine Form nicht kennt und weil zu viel zu ergänzen wäre. Die Bilder wurden in schlichten hölzernen Rahmen, die in Rot und Gold gefaßt wurden, über den vier Seitenaltären unmittelbar auf der Wand angebracht, wo sie nun endlich so zur Wirkung kommen, wie sie es verdienen. Bei den beiden größeren Bildern (Geburt Christi und Anbetung der Könige), die oben halbkreisförmig abgeschlossen sind, wurden an Stelle der nicht mehr vorhandenen spätgotischen neue vergoldete feinmaßstäbliche Schnitzereien von *Franz Lorch* geschaffen. Die fünf lieblichen Holzskulpturen



Pfarrkirche in Bingen. Anbetung der Könige von Bartholomäus Zeitblom in neuem Rahmen mit Schnitzereien von Franz Lorch, München. Aufn.: Haselmeier, Sigmaringen

von Syrlin wurden in dem neugotischen Altaraufsatz im Chorraum belassen. So zieht sich rings um den Kirchenraum eine kostbare Kette von Kunstwerken, darunter außer den schon genannten Stücken des ehemaligen Schreinaltars eine geschnitzte Beweinungsgruppe von dem Ulmer *Martin Schaffner*, ein Kruzifix von dem Hechinger *Taubenschmid*, eine Reihe von Grabsteinen der Familie von Hornstein, mehrere Barockfiguren und ein hübscher Stationenzyklus des 18. Jahrhunderts, den der Fürst von Hohenzollern stiftete.

Die künstlerische Einheit des Raumes wird noch etwas gestört durch die schwere neugotische Kanzel. Man möchte sich wünschen, daß hier einmal einem erst-rangigen Bildhauer unserer Tage die für ihn gewiß verlockende Aufgabe gestellt würde, sich mit einer neuen Kanzel gleichwertig in die älteren Kunstwerke einzureihen. Bei den jetzt noch verwendeten modernen Plastiken ist das leider nicht der Fall.



Klosterkirche in Beuron. Blick gegen den Chorraum. Zustand bis 1947

Aufnahme: Beuroner Kunstverlag

Die *Beuroner Klosterkirche* kennt wohl jeder Heimatfreund von Wanderungen durch das einzigartige obere Donautal. Wer bis vor wenigen Jahren die Kirche besuchte, bekam einen zwiespältigen Eindruck: Die reiche barocke Innenausstattung war zum großen Teil ersetzt oder verdeckt durch die Arbeiten, die von der sogenannten Beuroner Kunstschule, ihrem hochbegabten Begründer Pater *Desiderius Lenz* und seinen Schülern und Nachfahren seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (bald nach der Wiederbesetzung mit Benediktinern) an ihr vorgenommen wurden. Im Langhaus hatte man die hell gehaltenen Stukaturen und die Wand- und Deckenflächen mit dunklen Tönen gestrichen, man hatte die geschwungenen Emporen begradigt und in die Brüstungen ägyptisierende Säulchen eingesetzt; im Chor hatte man den Stuck abgeschlagen, die alten Deckenfresken übermalt

und den Hochaltar *Josef Anton Feuchtmeyers* völlig umgemodelt. Der Grund für diese Umgestaltung war der, daß man den Kunstwert des Barock damals noch nicht erkannt hatte und der Ansicht war, in einem solchen Kirchenraum könne man keine Mönche erziehen. Nachdem sich die Ansichten hierüber gründlich gewandelt haben, war es eigentlich selbstverständlich, daß man bei der ohnehin allmählich notwendig gewordenen Instandsetzung auf den ursprünglichen Zustand zurückging. Und doch war es kein leichter Entschluß für den Beuroner Erzabt Dr. Benedikt Baur; denn viele besonders unter den älteren Mönchen hingen verständlicherweise an dem überkommenen Zustand. Aber die Tatsache, daß *Desiderius Lenz* selber von der Umgestaltung der Kirche nicht befriedigt war, und daß an anderen Stellen noch genügend – und viel bessere – Arbeiten der Beuroner Kunstschule erhalten

Klosterkirche in Beuron. Blick gegen den Chorraum. Jetziger Zustand

Aufnahme: Beuroner Kunstverlag



sind, hat ihm den Entschluß erleichtert, an die Innenrauminstandsetzung in dem vorgenannten Sinne heranzugehen, und so begann man mit den ersten Arbeiten im Laufe des Sommers 1947. Erfreulicherweise konnte festgestellt werden, daß unter der Bemalung des Chorgewölbes die Deckengemälde des Riedlinger Barockmalers *Josef Ignaz Wegschaid* noch fast unversehrt erhalten waren und daß auch die Umrisse der Stukkaturen noch zu sehen waren. Auch die Urform der begradigten Emporen war ohne Schwierigkeit wiederherstellbar.

Es standen erfahrene vorzügliche Restauratoren zur Verfügung: der Sigmaringer Maler *Josef Lorch* und der Saulgauer Stukkator *Bahn Müller*. Lorch (der auch die entsprechenden Arbeiten in Laiz und Bingen ausführte) entfernte die Übermalungen, stellte die ursprüngliche helle Ausmalung in Weiß und den

übrigen typischen Barockfarben genau nach den vorgefundenen Resten wieder her, restaurierte die freigelegten Deckengemälde Wegschaiders im Chor, wobei auch eine größere Fehlstelle ergänzt werden mußte. Bahn Müller besserte die Stukkaturen im Langhaus aus und stukierte das ganze Chorgewölbe und die Vorder- und Unterseiten der Emporen auf Grund der noch sichtbaren Umrisslinien neu, wobei ihm die erhaltenen Stukkaturen im Langhaus als Vorbilder dienten. Der Erfolg dieser Arbeiten ist, daß ein großer Kirchenbau der Barockzeit in den Bestand der erhaltenen Kunstdenkmäler sozusagen neu eingefügt wurde, nachdem er jahrzehntelang, merkwürdig entstellt, kunstgeschichtlich kaum richtig gewürdigt werden konnte. Für unsere Landschaft ganz ungewöhnlich ist die hohe Lage der Emporen über der Kapitellzone und der hauptsächlich hierdurch bewirkte



Klosterkirche in Beuron. Hochaltar im jetzigen Zustand
Aufnahme: Beuroner Kunstverlag

nicht ganz befriedigende Eindruck einer unsicheren Zwischenlösung zwischen Freipfeiler- und Wandpfeilersystem, der uns hindert, die Beuroner Kirche vom Architektonischen her in die höchste Rangstufe einzureihen. Dadurch aber, daß mit dem sonst unbekannten, gewiß nicht überragenden Baumeister Mathäus Scharpf aus Rottweil ein hervorragender Stukkator und ein sehr begabter Maler zusammenarbeiteten, ist, was man erst jetzt beurteilen kann, doch eine vor allem in den Einzelheiten sehr lebendige reizvolle Raumschöpfung zustande gekommen. Das Werk des Malers Josef Ignaz Wegschaid, eines Schülers Franz Josef Spieglers, hat durch die neu aufgedeckten Malereien, unter denen sich das Pfingstwunder durch seine großzügige Komposition besonders hervorhebt, einen bedeutenden Zuwachs erfahren. Der Stukkator Johannes Schütz aus Wessobrunn hat in Beuron um die Mitte der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts eine seiner ersten prächtigen Raumdekorationen geschaffen,

die einen Übergang von dem zähen Bandelwerkstück des Régencestils zu dem akzentuierteren und kräftigeren Muschelwerk des Rokoko bilden und deren Formenschatz in der Hauptsache auf Dominikus Zimmermann zurückgeht, der ebenso wie Schütz in Landsberg am Lech lebte und ihn zweifellos beeinflusst hat.

1760, ungefähr zwanzig Jahre nach der Vollendung der Kirche erhielt diese den schon erwähnten hinreißend schönen Hochaltar. Es ist ein ewiger Jammer, daß dieser *Hochaltar*, eine der bedeutendsten Schöpfungen Josef Anton Feuchtmeyers, von den Künstlern der Beuroner Schule oder wenigstens mit ihrer Duldung zum großen Teil vernichtet wurde. Sämtliche Figuren, die zu einer Darstellung der Himmelfahrt Maria gehörten, sind verschwunden. Auch der Säulenaufbau wurde zu seinem Nachteil verändert. Aus einem beziehungsreichen körperhaften und doch durchsichtigen Gebilde wurde durch Anordnung schräger Seitenwände ein ausgebuchteter Rahmen für unbedeutende Bilder der Beuroner Schule. Hier mußte auf alle Fälle etwas Durchgreifendes geschehen, wenn die Kirchenrauminstandsetzung einen Sinn haben sollte. Selbstverständlich konnte eine Wiederherstellung der Feuchtmeyerschen Himmelfahrt Mariä, von der man gute Aufnahmen hat, nicht in Frage kommen. Der Säulenaufbau aber und die nach der Entfernung der Schrägwände wieder sichtbar werdenden Marmorbögen, die den Altar mit den Außenwänden des Chors verbinden, mußten stehen bleiben. Man kam schließlich zu einer Lösung, die von dem Münchener Bildhauer Franz Lorch vorgeschlagen wurde und die den Vorteil hat, daß sie etappenweise ausgeführt werden kann. Das Gebälk wurde bekrönt mit den Symbolen der Evangelisten, die seitlichen Bögen erhielten im Scheitel weihrauchfaßschwingende Engelsfiguren. Die wiederhergestellten Konsolen rechts und links vom Altartisch sollen zwei Heiligenfiguren bekommen. Und für später ist der Ersatz des Mittelbildes, einer Marienkrönung der Beuroner Kunstschule, durch eine plastische Darstellung der Trinität (Gnadenstuhl) geplant, womit der Altar wieder durchsichtig würde. Wir glauben, daß wir mit dieser Lösung nicht ganz fehlgehen. Natürlich sind wir uns durchaus klar darüber, daß Neuschöpfungen innerhalb eines historischen Kirchenraumes grundsätzlich aus dem Geist unserer Zeit geschaffen sein müssen, denn jede Anbiederung an eine Formenwelt der Vergangenheit wirkt unecht und kraftlos. Bei Kirchen des Mittelalters, der Renaissance – und auch noch der Frühbarockzeit (wir denken hier zum Beispiel an Josef Henselmans in der Entstehung begriffenen äußerst

kühnen Hochaltar für den Passauer Dom) ist das wohl immer möglich, bei Räumen des Spätbarock aber, die eine durch das Zusammenwirken aller Schwesterkünste entstandene Einheit bilden, muß man sich wohl oder übel dieser Gesamthaltung unterordnen. So hat Lorch seinen Plastiken die von dem Raum geforderten bewegten Umrisse gegeben, ohne freilich irgendwie zu imitieren.

In Beuron sind außer dem Hochaltar auch noch andere Probleme zu lösen, vor allem das der formal unmöglichen Kanzel, die nur durch eine jeweils herangeschobene Treppe zugänglich ist. (Wir könnten uns zwei Ambonen aus Stuckmarmor anschließend an die beiden jedenfalls von Johannes Schütz stammenden Seitenaltäre denken). In Bingen sind neue Fenster im Langhaus und neue Apostelkreuze notwendig, und die Laizer Kirche hat ein sehr häßliches nüchternes Gestühl. Wir sind aber der Ansicht, daß es kein Fehler ist, wenn eine solche Kircheninstandsetzung sich über längere Jahre hinzieht, denn die Kirche ist nicht von dieser Welt, sie hat Zeit und kann die Dinge in Ruhe reifen lassen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß für die drei geschilderten denkmalpflegerischen Instandsetzungen staatliche Zuschüsse und Zuschüsse des Hohenzollerischen Landeskommunalverbandes bewilligt wurden, daß aber der weitaus größte Teil der Kosten von den Kirchengemeinden Laiz und Bingen und von der Erzabtei Beuron aufgebracht wurde.



Klosterkirche in Beuron. Symbole der Evangelisten Johannes (Adler) und Markus (Löwe) von Franz Lorch, München

Aufnahme: Beurer Kunstverlag

II. Neues von der Burg Hohenzollern

Die Burg Hohenzollern ist jährlich das Ziel unzähliger Besucher aus aller Welt. Es gibt aber auch – besonders bei uns in Schwaben und besonders unter den Kunst Kennern – Menschen, die meinen, es lohne sich nicht, die Burg anzusehen, denn sie sei mit ihren vielen Türmen und Zacken, mit ihrer landfremden Schieferdeckung, mit ihrer steifen neugotischen Architektur ein höchst unerfreuliches Gebilde. Zugegeben, daß vieles an dem von dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. angeregten Neubau der Mitte des 19. Jahrhunderts tatsächlich steif und papierern wirkt. Trotzdem wird man nicht leugnen können, daß beispielsweise die vier teils nebeneinander, teils übereinander liegenden Schnecken der Auffahrt die geistvolle Lösung einer sehr schwierigen Aufgabe zeigen, daß im Schloßhofe besonders der Aufgang zur Stamm- baumhalle und die Front des Grafensaales noch etwas von dem liebenswerten Geist der frühen deutschen

Romantik spüren lassen, daß die Prunkräume, vor allem der Grafensaal, die Bibliothek und das Königszimmer durchaus beachtliche Raumschöpfungen sind. Nachdem der Historismus überwunden ist und wir ihn nicht mehr in uns selbst bekämpfen müssen, stehen wir den besten Schöpfungen dieser Epoche viel objektiver gegenüber als das noch vor nicht allzu langer Zeit der Fall war. Und so betrachten wir heute auch die Zollernburg, das Werk August Stülers, des hochbegabten Schinkelschülers, als ein Kunstdenkmal, das mit aller Liebe gepflegt werden muß.

Aber es ist ja auf der Burg nicht nur die Schöpfung des 19. Jahrhunderts zu sehen, sondern sie birgt noch eine Menge Kunstwerke zum Teil hohen und höchsten Ranges aus allen Jahrhunderten. Da steht vor allem noch ein kleiner aber gewichtiger Teil der zweiten Burg aus der Mitte des 15. Jahrhunderts: die Michaelskapelle, die von Stüler erweitert und in den



Burg Hohenzollern. Blick vom Wehrhaus auf die Michaelskapelle und die neugeschaffene Aussichtsterrasse. Vor der Michaelskapelle das Bronzestandbild des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der den Wiederaufbau der Burg veranlaßte

Aufnahme: Keidel-Daiker, Hechingen

Schloßbau mit einbezogen wurde. Die Michaelskapelle konnte bisher kaum genügend gewürdigt werden. Der Gebäudefuß war ringsum von Gestrüpp verdeckt, und der Blick auf den Kapellenchor wurde durch einen neugotischen großen Brunnen mit einem hohen baldachinartigen Aufsatz stark behindert. Da der steinerne Brunnen verwittert, zudem seit vielen Jahren nicht mehr mit Wasser gefüllt war, so haben wir uns entschlossen, ihn abzubauen und an seiner Stelle eine breite Freitreppe zu bauen, die den tiefer gelegenen Burggarten mit dem Burghof verbindet und von dem Burggarten her einen prächtigen Blick auf die Michaelskapelle und in den Burghof freigibt. Die Bronzestatue des Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, die bisher in dem Baldachinaufbau des Brunnens stand, ist auf einem neuen Steinsockel vor dem Chorhaupt der Kapelle viel wirkungsvoller aufgestellt worden. Die Entfernung des Gestrüpps um die Michaelskapelle herum hatte weiter zur Folge, daß an dieser Stelle durch Abänderung der maßstäblich falschen Zinnen einer Brüstungsmauer eine herrliche

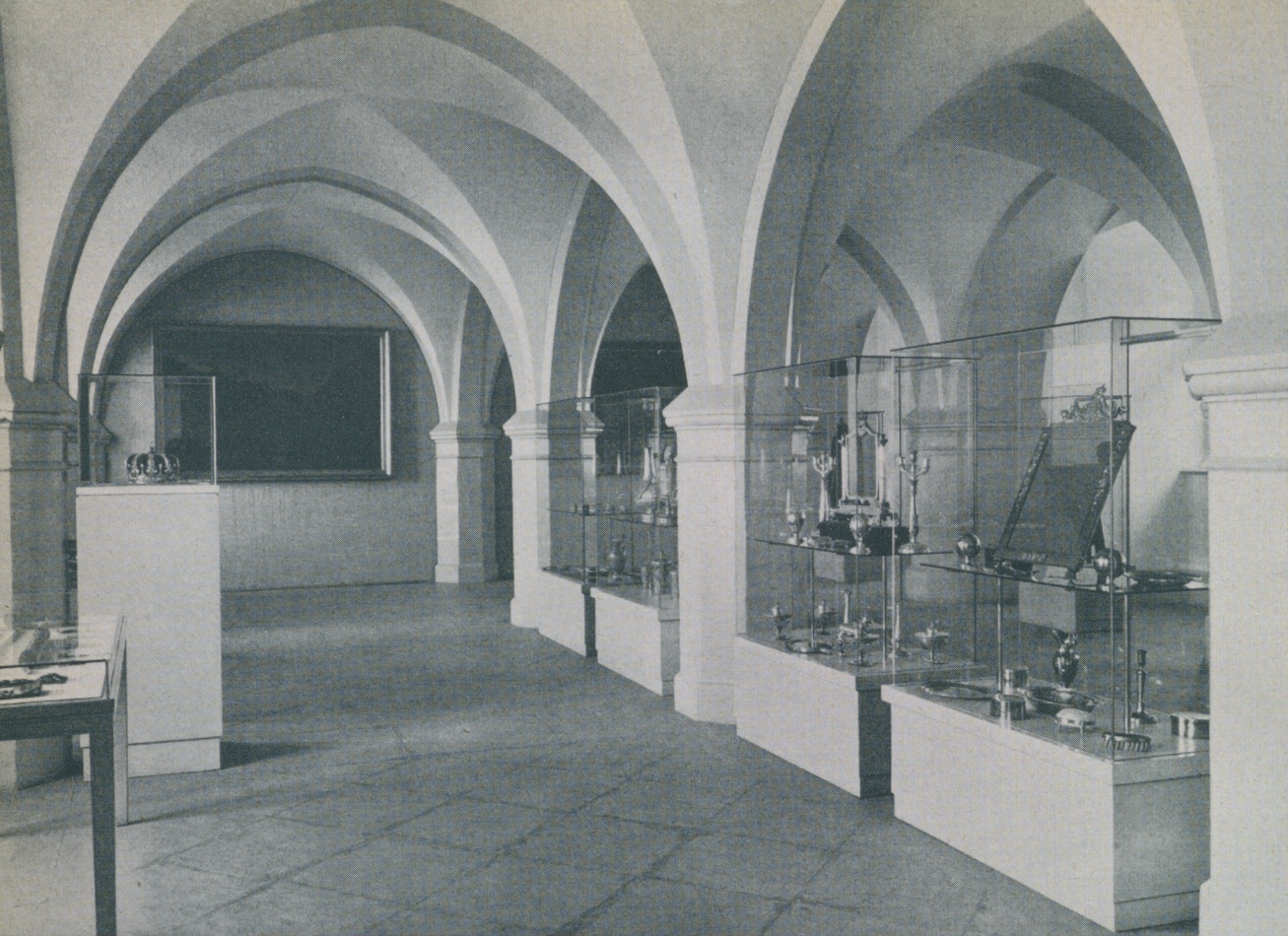
Aussicht auf die Landschaft südlich der Burg geschaffen werden konnte. Im Burggarten wurden die Tische und Stühle für die Gäste der Burgwirtschaft aufgestellt, die bisher den Burghof verunzierten.

Auch das Innere der Michaelskapelle ist durchgreifend umgestaltet worden. Die Wände der neugotischen Eingangshalle waren bisher mit Rüstungen und Waffen geschmückt – eine etwas wesensfremde Ausstattung für eine Kapelle, in der Gottesdienste abgehalten werden. Wir haben diese Dinge entfernt und in dem Vorraum der später zu beschreibenden Schatzkammer angebracht. An ihre Stelle traten in der Kapellenvorhalle alte Totenschilder und ähnliche sakrale Gegenstände. An der Längsseite gegenüber dem offenen Durchgang zur eigentlichen Kapelle wurde die überaus grazile Holzplastik des heiligen Georg zu Pferde aus der Zeit um 1500 aufgestellt, die bisher an anderer Stelle schlecht beleuchtet stand. Vor allem aber ist die zu dunkle, mit steifen Ornamenten unglücklich bereicherte neugotische Ausmalung der gesamten Kapelle durch eine viel hellere der echten go-

tischen ursprünglichen Bemalung entsprechende ersetzt worden. Erst vor diesem hellen Grunde kommen die großartigen *hochgotischen Glasgemälde* aus der Zeit um 1300, die im 19. Jahrhundert von der Klosterkirche Stetten im Gnadental, der früheren Gruftkirche der Zollergrafen in die Michaelskapelle verbracht wurden, mit ihren glühenden Farben zu der ihnen gebührenden Wirkung. Die Glasgemälde waren während des Krieges aus Luftschutzgründen ausgebaut worden. Sie wurden in den letzten Jahren zum großen Teil wieder eingesetzt, aber in einer anderen sinnvolleren Anordnung. Die Stettener Glasgemälde bestanden, wie Hans Wentzel in zwei Aufsätzen in der „Heiligen Kunst“ 1949 und 1950 beschrieben hat, aus einem dreiteiligen „Bibelfenster“, bei dem Szenen des Neuen Testaments rechts und links von entsprechenden Szenen des Alten Testaments flankiert wurden, einem zweiteiligen „Passionsfenster“ und einem ebenfalls zweiteiligen rein ornamentalen Fenster. Nur ein Teil der Scheiben kam damals auf die Burg, mehrere – aber wohl noch lange nicht alle – hat Wentzel bei der systematischen Durcharbeitung aller deutschen Glasgemälde an verschiedenen anderen Stellen nachgewiesen. Die neue Anordnung der Fenster ist so getroffen, daß in der zweiteiligen Fensteröffnung des Chorhauptes die neutestamentlichen Darstellungen des Bibelfensters (runde Medallions, verbunden durch grüne Ranken, die aus der Darstellung der untersten Scheibe, der Wurzel Jesse, entsprossen) ihren Platz fanden. Die beiden Fensteröffnungen der schrägen Chorseiten erhielten neue Ornamentfenster, die von Glasmaler Derix, Rottweil, nach vorhandenen Mustern ausgeführt wurden. Hier befanden sich vorher, in der Mitte barbarisch zerschnitten, die alttestamentlichen Scheiben des Bibelfensters. Diese wurden, neu zusammengefügt, in dem südlichen Fenster des neugotischen quadratischen Raumteiles, wo die Maße zufällig genau paßten, eingesetzt. Die teppichartigen Muster, die zwischen den Vierpässen mit den figürlichen Darstellungen sitzen, wurden teilweise ergänzt. Im nächsten Jahre soll dann auch die nördliche Fensteröffnung in diesem Raumteil auf der einen Seite die noch vorhandenen Scheiben des Passionsfensters, auf der anderen Seite ein altes Zollerwappen und weitere alttestamentliche Scheiben bekommen, die noch herbeigeschafft werden müssen. In den Fensteröffnungen des rechteckigen spätgotischen Raumteils verbleiben die dort jetzt schon vorhandenen Teile des Stettener Ornamentfensters. Wir sind also genau umgekehrt vorgegangen wie das 19. Jahrhundert: Während dieses durch die Wand- und Deckenmalereien, durch eine steife sandsteinerne



Burg Hohenzollern. Michaelskapelle. Hochgotisches Glasgemälde mit Darstellungen aus dem Alten Testament in neuer Anordnung, ergänzt von Glasmaler Wilhelm Derix, Rottweil
Aufnahme: Keidel-Daiker, Hechingen



Burg Hohenzollern. Blick in die neue Schatzkammer

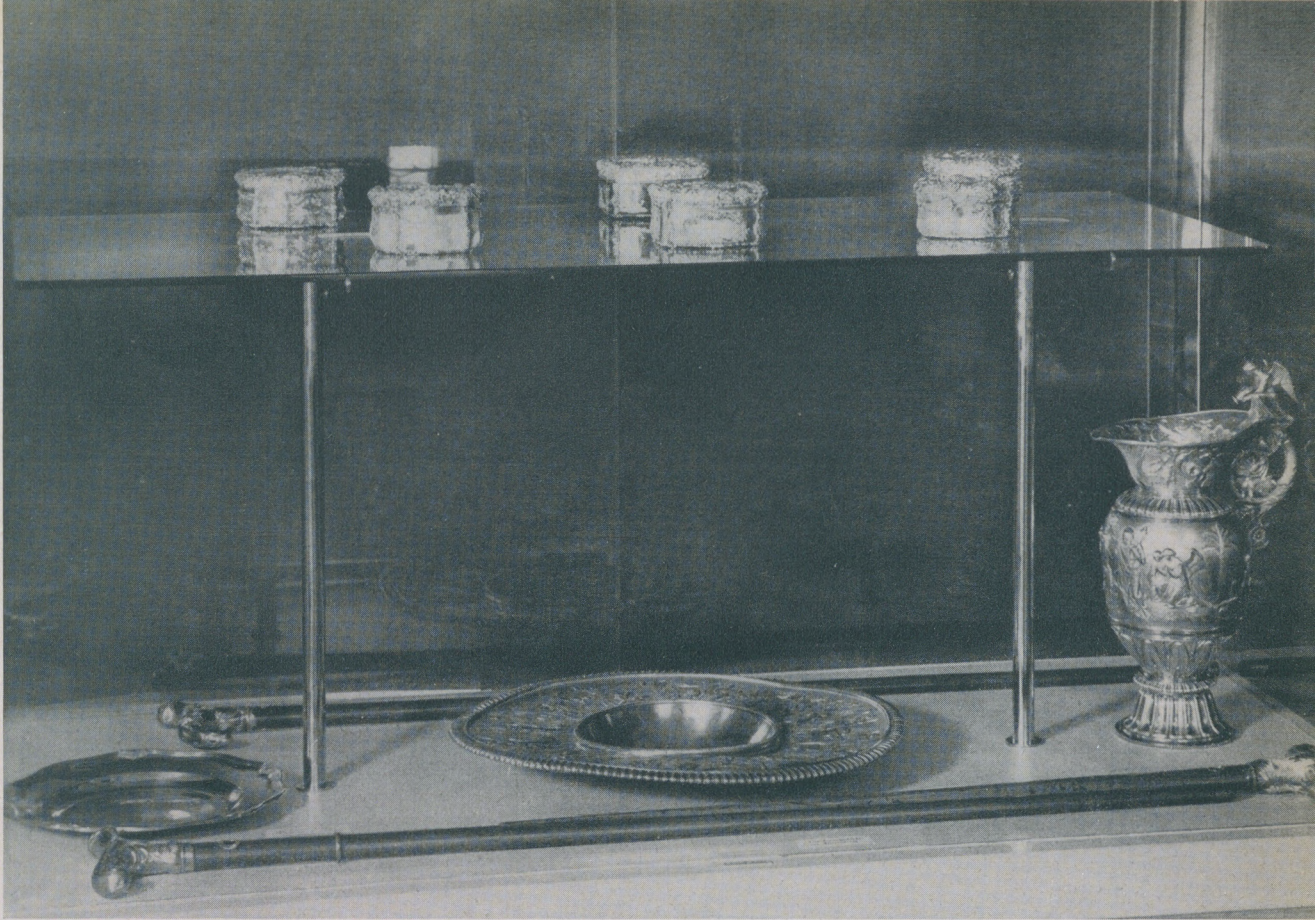
Aufnahme: Keidel-Daiker, Hechingen

Bereicherung des schlichten alten Chorbogens (die wir entfernt haben) und durch neugotische Ausstattungstücke den Geist der Neugotik in die altgotischen Teile hineinzog, so haben wir durch die Neuausmalung und durch die Glasgemälde, die in dem neugotischen Raumteil an die Stelle von süßlichen Glasgemälden des 19. Jahrhunderts traten, das Wesen der echten Gotik so weit wie möglich in dem Gesamttraum der Kapelle ausgebreitet. Vor den hellen Wänden wirken nun auch die berühmten ikonographisch noch immer nicht eindeutig erklärten *Reliefplatten* des 12. Jahrhunderts viel stärker als bisher.

Etwas völlig Neues wurde in diesem Sommer mit der „Schatzkammer“ geschaffen, die in der alten Schloßküche, einem stattlichen gewölbten neugotischen Raum unter dem Grafensaal eingerichtet wurde. Glückliche Umstände haben es bewirkt, daß das Haus Brandenburg-Preußen noch eine Anzahl von Kleinodien gerettet hat, die – als Leihgabe des Hauses – früher in dem staatlichen Hohenzollern-Museum im Monbijou-Palais in Berlin gezeigt wurden. In eleganten Glasvitrinen sind die Kostbarkeiten wirkungsvoll aufgestellt. Die künstlerisch bedeutendsten Gegenstände stammen aus dem Besitze Friedrichs des Großen: sechs

märchenhaft schöne Tabatieren, drei Krückstöcke mit reich geschmückten Griffen, ein goldener Teller (der einzige von 50 Tellern übriggebliebene, die der König im Siebenjährigen Kriege einschmelzen ließ), die kleine Tabatiere, die der König in der Schlacht bei Kunersdorf bei sich trug, die ebenfalls gezeigte Kugel abhielt und ihm so das Leben rettete, ein Degen, ein Uniformrock mit Weste und ein Dreispitz. Aus der Zeit der Königin Luise, deren Andenken wegen ihrer standhaften Haltung während der unglücklichen napoleonischen Kriege beim Volke stets lebendig blieb, sehen wir ihr eigenes silbervergoldetes außerordentlich schönes Toilettenservice, ein weiteres Toilettenservice in Silber und eine getriebene goldene Taufschale mit Kanne, die seit etwa 1800 bei den Taufen aller preußischen Prinzen und Prinzessinnen verwendet wurde. Wir finden in der Schatzkammer die preußische Königskrone von 1889, die Orden und Marschallstäbe Kaiser Wilhelms II. und viele andere historische Gegenstände, endlich ein prachtvolles Gemälde Adolf Menzels: Die Überreichung einer Bittschrift an Friedrich den Großen.

Einige kleinere architektonisch neutrale Räume innerhalb der sogenannten Kaiserwohnung wurden in die-



Burg Hohenzollern, Schatzkammer. Oben: Tabatieren, unten: Kruckstöcke und goldener Teller aus dem Besitz Friedrichs des Großen, Taufschale und Taufkanne des preußischen Königshauses, um 1800

Aufnahme: Keidel-Daiker, Hechingen

sem Jahre als *Bilderkabinette* eingerichtet. Sie enthalten hauptsächlich Ölgemälde mit Ansichten von Berlin aus dem 18. und aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Goethes Freund Philipp Hackert, von Roche, Brücke und Ahlborn. Auf ihnen sieht man unter anderem das Zeughaus, die Wache, die Universität, die Hedwigskirche und das leider kürzlich abgebrochene Schloß. Abgesehen von ihrem hohen künstlerischen Wert sind die Bilder als Mahnmahl an die ehemalige Reichshauptstadt anzusehen, an „unser aller Berlin“, wie es Friedrich Sieburg kürzlich in der „Gegenwart“ nannte.

Auch die dem Hohenzollerischen Landeskommunalverband gehörige *Landessammlung* hat in diesem Jahre einige Verbesserungen erfahren. Die sehr beachtliche vor- und frühgeschichtliche Abteilung wurde unter Mitwirkung von Landeskonservator Dr. Rieth teilweise neu und übersichtlicher geordnet, wozu namhafte staatliche Zuschüsse bewilligt waren.

Wir dürfen ohne Übertreibung sagen, daß noch in keinem Jahre seit der Einweihung im Jahre 1867 so viel zur Verschönerung des Äußeren und Inneren der Burg getan und so viel an wertvollen Kunstwerken und Erinnerungsstücken zugeführt worden ist wie

1952. Das wird in der Hauptsache der großzügigen Initiative der Eigentümer, des Hauses Brandenburg-Preußen und des Hauses Hohenzollern-Sigmaringen verdankt. Doch damit noch nicht genug: Der September brachte die feierliche Überführung der Särge der beiden preußischen Könige Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen von Marburg auf die Burg Hohenzollern. Dieses nicht alltägliche Ereignis ist in der Tagespresse ausführlich behandelt worden und hat größtes allgemeines Interesse gefunden. Diese Anteilnahme scheint uns ein Beweis dafür zu sein, daß die Zeit der geschichtlich unbegründeten Diffamierung des echten alten Preußentums und seines größten Königs vorüber ist. Die Burg Hohenzollern ist so noch mehr zum Symbol für die fruchtbare Polarität geworden, die für das gesamtdeutsche Wesen bezeichnend ist: für die Gegensatzpaare Süd-Nord, Gebirge-Ebene, Katholizismus-Protestantismus, staatliche Vielfalt und Einheit. Der Zollerberg, nicht wegzudenkender Bestandteil der schwäbischen Landschaft, grüßt mit der ihn bekronenden Burg und allem, was sie enthält, hinüber zum deutschen Osten und bringt eindringlich zum Ausdruck, daß er dem ganzen deutschen Volke gehört.



Pater D. Dr. Alban Dold (mit Bart) im Kreis seiner Mitarbeiter Aufnahme: Haselmeier, Sigmaringen

Palimpsestinstitut und Vetus Latina-Unternehmen der Erzabtei Beuron

Im südwestdeutschen Raum, eingebettet im Norden vom Neckar und im Süden vom nahen Bodensee, wird Hohenzollern ringsherum begrenzt von Württemberg, nur im Süden und Südwesten von Baden. Damit ist es einbezogen in den geschichtlich so bedeutsamen Lebensraum der Alemannen und Schwaben, der schon in frühester Zeit Interessengebiet des römischen Reiches geworden ist. Auch für christliche Glaubensboten war hiermit ein Ziel gegeben, und bis heute noch ist die Bevölkerung dieses Gebietes fast durchweg katholisch. – In der Geschichte ist Hohenzollern bekannt durch sein Herrscherhaus einerseits, andererseits aber durch seinen Landespatron, den heiligen Fidelis von Sigmaringen. Es ist aber auch nicht denkbar ohne seine Klöster, von denen Beuron, die Erzabtei der Benediktiner, hier des Näheren genannt sein soll.

Die Bedeutung dieses Klosters als liturgisches Zentrum und Ausstrahlungskern katholischen Geistes ergibt sich aus seiner Pflege und Ausgestaltung des Gottesdienstes im Geiste der Regel des heiligen Benedikt von Nursia. In diesem Kloster, das durch seine Kunstschule bekannt ist, wird auch dem gregorianischen Choral viel Beachtung geschenkt. Das „Schott“-Meßbuch hat den Namen eines Beuroners Mönchs in die Welt hinausgetragen und ist zum Inbegriff liturgischer Erneuerung im Sinne einer Mitfeier der Gläubigen bei der heiligen Messe geworden; die „Beuroner Monatsschrift“ will Anregung zur Vertiefung des religiösen Lebens geben. – Von all dem jedoch

soll hier nicht die Rede sein, sondern zwei andere Aspekte dieser Abtei sollen Gegenstand unserer Betrachtung sein, nämlich sein Palimpsestinstitut und sein Vetus Latina-Unternehmen, die Beurons Ruf in wissenschaftlicher Hinsicht in der ganzen Welt begründet haben und sichern.

I. Das *Palimpsest*-Institut. Zuvor eine Erklärung des griechischen Wortes, das zusammengesetzt ist aus „palin“ = „wieder“ und „psao“ = „ich schabe, säubere“, so daß der Ausdruck am besten mit „wiedergeschabter Beschreibstoff“ übersetzt werden kann, wobei allerdings an den Beschreibstoff früherer Zeiten gedacht werden muß, das heißt an die von Haaren gesäuberte tierische Haut, die man allgemein mit Pergament zu bezeichnen pflegt. So wurde sie beschrieben (Erstschrift). Jahrhunderte später aber wurde diese Erstschrift aus irgendwelchen Gründen ausgeradiert und zwar mehr oder minder gründlich, mindestens aber so, daß man die Zweitschrift (Neuschrift) ohne große Schwierigkeiten lesen konnte. Um nicht in denselben Zeilen schreiben zu müssen, drehte man meist das Papier um neunzig Grad und beschrieb es auf diese Weise. Solche Schabung und Wiederbeschreibung findet sich in einzelnen Fällen sogar für ein Pergament drei- und viermal. Daß über den Wert der Erstschrift, die radiert wurde, heute die Wissenschaft anders denkt als diejenigen, die sie radiert hatten, beweist dieser neue Wissenszweig.

Mit dem Jahre 1912 beginnt für das Kloster Beuron die Geschichte seines Palimpsestinstitutes, dessen Leitung seit

1917 der in seiner Disziplin sehr geschätzte P. Dr. Alban Dold innehat, dessen Verdienste um diese Wissenschaft während fünfunddreißig Jahren mit der Verleihung des Ehrendoktorates der Universitäten Fribourg/Schweiz und Tübingen vor der ganzen wissenschaftlichen Welt ihre Anerkennung fanden.

Wenn das Palimpsestinstitut Beuron heute in der Lage ist, aus einem Palimpsest das Letztmögliche an Schriftwerten herauszuholen, so war das nicht immer so. Die früheren Erforscher von Palimpsesten machten sich diese Sache sehr leicht, indem sie zur Lesbarmachung des getilgten Textes sich verschiedenster Reagenzien bedienten, die das mühsame und eine große Geduld und Ausdauer erheischende Entziffern der Erstschrift wohl erleichterten, aber dem Fragment ungeheuer schadeten, weil sie nicht nur anderen Forschern die Möglichkeit jeder ferneren Nachprüfung des Palimpsestes entzogen, sondern das Fragment auch an sich schädigten und zwar dies so sehr, daß heute solche mit Reagenzien behandelten Palimpseste nahezu als verloren gelten müssen.

Es ist Fundamentalwahrheit der Paläografie, daß alle Schrift, damit wir sie lesen können, auf Kontrastwirkung beruht. Diese an sich einfache Wahrheit wird in der Entzifferung nun konkret auf die Praxis und die damit verbundenen Schwierigkeiten angewandt. Die Schriften erster Niederschrift sind meist mit eisenhaltigem Schreibstoff geschrieben, der so tief in die tierische Haut eindringt, daß letzte Reste, trotz emsiger Schabung, immer noch haften bleiben. Diesen Resten gilt es auf die Spur zu kommen. Dies geschieht in der Erzabtei Beuron aber nicht mehr mit chemischen Mitteln, sondern mit der Fotografie. Wird es nicht möglich oder nur unter ganz schwierigen Umständen, nach einem einfachen Leicafoto an eine Entzifferung zu gehen, so ist diese Möglichkeit des wissenschaftlich genauen Arbeitens durch die Palimpsestfotografie gegeben, deren Wirkung auf der Durchleuchtung mit ultravioletten Strahlen beruht; die eisenhaltigen Tintenreste werden aufgefrischt, wonach dann, je nach Gründlichkeit der Radierung, es dem Fachwissenschaftler möglich wird, mit seinem Wissen aus den wieder sichtbar gewordenen Schriftzeichen seine Schlüsse zu ziehen. Das Bestimmen einer Schrift für eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Schreibort ist nur nach langjähriger Erfahrung und Arbeit in der Handschriftenkunde möglich.

Die Texte der Palimpseste sind so vielgestaltig als es praktisch Wissenszweige in früherer Zeit gegeben hat. So haben wir Fragmente aus Medizin, Geschichte, Geographie, Astronomie – und, um auch auf christliches Wissensgut zu kommen, von Liturgie, Patrologie und früheren Bibeltexten. Ist das Lesen solcher Fragmente schon eine sehr anstrengende Sache, die an das Sehvermögen größte Anforderungen stellt, so ist die Einordnung und Kategorisierung in die Kartothek nur ganz erfahrenen Wissenschaftlern möglich, da die Materie ein zu großes Wissensgebiet umschließt, als daß hier mit Leichtigkeit ans Werk gegangen werden könnte.

Eine besondere Note erhält diese Arbeit durch ihre Verwurzelung im Heimatboden benediktinischer Kulturzentren. Die Fragmente stammen meist aus ehemaligen Klosterbibliotheken wie der Reichenau, von St. Gallen, Weingarten, St. Blasien, Chur und Zürich, die aber durch die Säkularisation an die staatlichen Bibliotheken ausgeliefert wurden wie Stuttgart, München, Karlsruhe, Zürich und Wien. Im weiteren Interessengebiet des Instituts stehen aber auch die Ambrosiana in Mailand, die Bibliothek des Kolombanklosters in Bobbio, die von Verona, die Vaticana in Rom, und selbst Monte Cassinos Bibliothekschatze wurden angegangen; Frankreichs und Spaniens Klöster- und Staatsbibliotheken stehen ebenfalls der Forschung zur Verfügung. So wurden in den letzten Jahrzehnten Hunderte und aber Hunderte von Palimpsestaufnahmen gemacht, ausgewertet, geordnet und katalogisiert, so daß sie jederzeit dem Forscher erreichbar sind.

Im Laufe seiner über fünfunddreißigjährigen Tätigkeit im Beuroner Palimpsestinstitut hat P. Dold eine wissenschaftliche Sammlung geschaffen, die Texte dieser Forschungen der Öffentlichkeit zugänglich macht. Wenn man bedenkt, daß diese Sammlung bis heute über zweiundvierzig Hefte enthält, die größtenteils vom Verfasser selbst auf schwierigstem Wege gesetzt und ediert wurden, so wird das auch dem Laien vielleicht eine kleine Vorstellung von der unsäglich Kleinarbeit vermitteln können, die hinter der Erforschung dieses Materials steckt und nur vom Fachmann voll anerkannt werden kann. Die Sammlung trägt den Titel „Texte und Arbeiten“ und erklärt im Untertitel ihre vornehmliche Aufgabe, die sie in der „Ergründung des älteren lateinischen christlichen Schrifttums und Gottesdienstes“ erblickt. Viele Aufsätze erschienen nebenher in fachwissenschaftlicher Literatur des In- und Auslandes. Eine gute Übersicht darüber bietet die von zwei Mitbrüdern P. Dolds und einer Anzahl Freunde und Forscher besorgten Festschrift zum 70. Geburtstag des verdienten Forschers, die über 120 in einem eigenen Verzeichnis aufgeführte Arbeiten enthält.

II. Das Vetus Latina Unternehmen hat sich aus der Arbeit des Palimpsestinstitutes als ein selbständiges Wissensgebiet herausgearbeitet. Ihre Aufgabe ist die kritische Ausgabe der vorhieronymianischen Bibel. Es handelt sich dabei um lateinische Übersetzungen aus der Septuaginta. Dieses Unternehmen hat eine eigene Geschichte.

Vor 200 Jahren gab der Mauriner Sabatier seine Vetus Italica heraus, ein Sammelwerk von vorhieronymianischen lateinischen Versionen der Heiligen Schrift. Im Laufe der Zeit wurde eine Neuherausgabe immer dringlicher, da jene nicht mehr in genügendem Maße heutigen Anforderungen der Kritik Rechnung trägt und sich inzwischen auch sehr viel neues Material angesammelt hat. Mehrmals wurden Versuche unternommen, und Teilausgaben wurden veröffentlicht; wenn es nicht zu einer Edition des neuen Sabatier kam, so lag dies an verschiedensten Umständen. Nur Pfarrer J. Denk, ein Geistlicher der Erz-

diözese München, befaßte sich ernsthaft mit dem Plan, diese von der Wissenschaft so gewünschte Ausgabe zu besorgen. Einige Aufsätze über Sinn und Anlage seines Werkes erschienen, doch machte der erste Weltkrieg diesem seinem kühnen Streben ein Ende. 1927 kam mit seinem Tode sein wissenschaftliches Material definitiv nach Beuron.

Doch mit diesem Material läßt sich allein keine neue *Vetus Latina* Ausgabe bestreiten. Es brauchte noch zwei Jahrzehnte, um den Gedanken einer Veröffentlichung konkret ins Auge fassen zu können.

Die ganze Arbeit ist so schwierig und mühsam, daß nur wenige mit dieser Materie operieren können; allein schon die Zusammenfassung aller VL-Manuskripte und VL-Texte bereitet dem jetzigen Herausgeber, P. Dr. Bonifatius Fischer, genug Schwierigkeiten. Jede Zitation von Seiten der Kirchenschriftsteller ist genauestens angegeben, und jedes erfaßbare Manuskript ausgewertet. Da es heute noch nicht einmal ein Verzeichnis aller VL-Manuskripte gibt, ist leicht verständlich, daß einem diese oder jene Zitation entgehen kann.

Wenn heute dennoch an die Veröffentlichung des sich in Beuron befindlichen VL-Materials gegangen werden kann, so ist dies allein das Werk von P. Dold und P. Fischer. Bietet schon die rein technische Seite dem selbst eingearbeiteten Fachmann Schwierigkeiten, so ist die zweite Voraussetzung, um hier ein Wort mitsprechen zu können, das notwendige Wissen. Kenntnis der Patrologie, der Heiligen Schrift, der Liturgie, um nur einige Wissensgebiete genannt zu haben, ist unbedingt erforderlich. Dazu kommt die ermüdende Kleinarbeit der Durcharbeitung und Verzettlung der verschiedensten Codices und Autoren, die in etwa den christlichen Zeitraum bis zur Durchführung der karolingischen Reform einschließt.

Die Veringer Votivtafel

Von Ernst Baur

Mancher, der überm Ölberg in der Kapelle zu Veringen an der Lauchert die Inschrift liest „Im Auftrag einer Kompanie des Römisch-Kaiserlichen Kürassierregiments anno 1704 renoviert und neu aufgemalen“, denkt voll andächtiger Rührung der guten alten Zeit, da selbst aus rauen Soldatenherzen so edelfromme Stiftungen erwachsen. Doch gilt auch hier das Wort, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und vermeldete Guttat hat eine ziemlich absonderliche Ursache:

Keiner nämlich der hundert Reiter, die unter dem Hauptmann Franz Xaver von Hornstein einen Winter lang im schwäbischen Städtlein Quartier bezogen, kannte Kirchen anders denn von außen, und obschon der Name Gottes und seiner Heiligen ihren Reden Farbe und Würze gab,

War auch die Kriegszeit glücklich überstanden, die allerdings den betreffenden Forschern in der Bergung des Materials manches Kopfzerbrechen bereitet hatte, so waren nach Kriegsende noch andere, neue Schwierigkeiten zu bewältigen; vor allem war die Finanzfrage zu lösen, ohne die eine Veröffentlichung gar nicht möglich ist. Diesen sich bietenden Schwierigkeiten zum Trotz erschien 1949 die Sigelliste der erfaßten Handschriften und Kirchenväter mit ihren Werken, deren Umfang selbst Fachwissenschaftler in Erstaunen setzte. Gleich darauf erschien der erste Faszikel der Genesis, die im kommenden Jahr beendet werden dürfte. Zur ideellen und materiellen Unterstützung dieses Unternehmens wurde eine gemeinnützige Stiftung geschaffen, so daß die finanztechnische Sorge in etwa gelöst ist. Fernerhin wurde, um einer weiteren Gefahr der Vernichtung des hier gesammelten einmaligen VL-Materials vorzubeugen, das gesamte Werk auf Mikrofilm aufgenommen, um wenigstens so die Gewähr einer Sicherstellung jahrzehntelanger Arbeit zu besitzen.

„Dieses bedeutende Quellenwerk wird, wenn erst einmal alle Möglichkeiten erkannt sind, zu einem unentbehrlichen Instrument für Theologen, Patristiker, Liturgiker, Historiker und Philologen werden“ schreibt einmal der Herausgeber P. Bonifatius Fischer selbst.

So gilt, nachdem diesen beiden großen wissenschaftlichen Unternehmen genügend Aufmerksamkeit geschenkt wurde, auch hier, was allgemein von benediktinischer Arbeit gesagt werden kann, daß sie wahre Mönchsarbeit ist, die nicht auf ins Auge springende Erfolge zielt, sondern einzig und allein einem gesteckten Ziel mit aller zur Verfügung stehenden Kraft zustrebt, mögen selbst Jahrzehnte darüber vergehen. Es ist jener Geist des „*Ora et labora*“, in dem jene benediktinischen Glaubensboten auszogen, um unserem Vaterland das Christentum zu bringen und Kulturarbeit zu leisten.

schmeckten dieselben so wenig nach Gebet wie ihr Wandel nach Sittsamkeit. Man lag zwar in Freundesland zum Schutz wider streifende Marodeure aus jenen jahrelangen Händeln, die Habsburg mit dem gierigen Franzosenkönig um die spanische Erbschaft durchfocht, und hatte davon gewisse Verpflichtungen, zumal beim Einzug feierlich gute Ordnung zugesichert war und jeglicher Aufwand über Verköstigung und Obdach hinaus in blanker Währung bezahlt werden sollte. Allein es herrschte in diesen Zeitläuften beim Soldaten noch die Meinung, Bürger und Bauern seien inferiore Subjekte, geschaffen, dem Wehrstand mit ihrer Hände Arbeit und gelegentlich auch ihren Weibern die Weile zu vertreiben; und so lebten die Kürassiere einen fetten Tag mit Fressen und Humpenschwingen und Spielen und zogen sich nicht das Geringste ab, als die Beutel leer und das letzte Beutestück an fahrende Händler verschachert war. So oft aber ein Veringer sich schwerhörig zeigte, einen Krug zu zapfen,

ehe der vorige bezahlt sei, schworen die bärtigen Kerle bei Himmel und Hölle und ihrer untadeligen Reiterehre und schickten die trotzdem Zaudernden zu ihrem Hauptmann, der lachend jede Bürgschaft übernahm.

Er war selbst nach etlichem Probieren nebst dem rotbäckigen Kornett der Kompanie im Engel abgestiegen, weil Stuben und Küche dort am besten schienen, und hatte eine regelrechte Mast begonnen, insonderheit der Dienst bequem und von Feinden weit und breit nichts zu spüren war. Alle Mittag ließ der Freiherr genießerisch auftragen, was Stall und Wald und Bach abwechselnd boten, und trank dazu, wieviel eine ausgepichte Soldatengurgel immer schlucken kann. So kam es, daß an Dreikönig sein letzter Gulden auf dem Eichentisch klimperte, wie die Mannschaft den ihren schon um Martini vertan hatte. Doch gleich dieser dachte auch der Hauptmann keinen Augenblick, sich darum einzuschränken, und der Wirt sah allmählich trübe nach der Schenkentür, deren Felder die Kreidestriche kaum mehr faßten. Noch größere Sorge freilich bereitete ihm die Tochter, mit der, ungeachtet aller Wachsamkeit, der Kornett ein Verhältnis angesponnen hatte, unter dem Vorwand, sie zu heiraten. So ungewisse Aussicht auf einen Schwiegersohn dünkte den Biedermann ein magerer Trost, wie honigsüß auch seinem Weib Tressen und Federhut eingehen mochten.

Als nun der Schnee auf den Hängen schmolz und am Bachrand die gelben Dotterblumen den Lenz kündeten, fing die bis dahin träge Gesellschaft an sich zu regen. Sie striegelten die Gäule, die von der langen Stallrast rundbäuchig und steif geworden waren, und führten sie täglich am Halfter im Trab die Gassen auf und nieder.

Das sei bloß zur Vorsicht und für alle Fälle, schnitt der Hornstein seinem Gastgeber die mißtrauische Frage ab. Niemand denke an Aufbruch; des zum Zeichen solle dieselbe Stunde noch das größte Faß Bier angeschlagen werden, das im Keller liege, weil er die Kompanie wieder einmal freihalten wolle.

Aber in der nächsten Frühe scheuchte helles Trompetensignal den Engelwirt aus dem Schlaf. Augenblicklich die Wahrheit erratend, stürzte er in Hemd und Hose vor die Kammer und sieht eben die beiden Offiziere voll gerüstet die Treppe herunterstapfen.

„Euer Gnaden!“ sagt der Mann hastig und beugt gleichwohl den Rücken in geziemendem Respekt, „Euer Gnaden! Vergeßt nicht, was Ihr schuldig seid!“

„Platz, Lümmel!“ herrscht der Freiherr, mürrisch von so ungewohnt zeitigem Aufstehen.

„Nicht eher, als bis die Rechnung beglichen ist!“ Langsam steift sich der Nacken des andern; die schwierige Faust umkrampft das Geländer, daß es in allen Fugen knackt.

„Zum Teufel mit Ihm, potz Türken! Muß Er Prügel haben?“ wettet der Edelmann. „Jetzt gilt's kaiserlichen Dienst, sonst nichts!“

„Herr, ich hab Euer Ehrenwort.“ Grollend schwillt die Stimme. „Ihr werdet nicht eidbrüchig werden wollen. Und der da neben Euch –“ die Anklage gegen den Fähnrich zerbricht unter gurgelnden Flüchen; denn der von draußen kommende Bursche des Hornstein hat auf seinen Wink den Wirt am Ledergurt gepackt und zerrt ihn rückwärts, daß dieser, an der Schwelle stolpernd, die zwei Stufen hinabrollt in den Hof bis zum Rand der Dunglege, die stattlich wie eine Bastion geschichtet war.

Doch schnell erstirbt den Soldaten das kollernde Gelächter: katzenleich ist der Zerschundene auf die Füße gesprungen, faßt nach der dreizinkigen Furke, die vom Abend vorher im Mist stak, und rennt zornglühend gegen die drei Männer los. Das Pistol des Kornetts versagt; sie können kaum die Tür zwischen sich und den Wütenden bringen, die den Stoß knirschend abfängt.

Inzwischen klappert schon nahe schwerer Hufschlag über das Pflaster; zu zweien aufgeschlossen, reitet ein Trüpplein Kürassiere um die Ecke. Da läuft der Engelwirt in die Gasse, mit berstenden Schreien seine Gabel zu den Nachbarn hin schwingend, die gerade die Morgenarbeit beginnen: „Feindio! Feindio! Her, Brüder! Veringer helft!“

Und so heiß schwärt damals noch im Bauernblut alle seit Generationen erlittene Marter und Not und Demütigung, daß nicht einer zögert oder nach dem Grund des Zwistes fragt. Dreschflegel, Sensen, langgestielte Äxte, was jedem zunächst liegt, wird zur Waffe. Ehe die Fremden recht begreifen, wem die Empörung gilt, und den Pallasch aus dem Sattelgehenk reißen können, steigen ihre Gäule vor dem tobenden Ansturm, brechen rückwärts aus oder jagen mit den verwirrten Reitern ziellos dahin und dorthin, ähnlichen Durcheinander in die nächsten Rotten tragend. Die Aufrührer aber, wie ein Gießbach jäh angeschwollen, verstellen den Flüchtigen fuchtelnd und brüllend den Weg und treiben sie in enge Winkel.

Kaum Minuten noch fehlten bis zum letzten Kampf und fürchterlichen Blutbad, das für die kleine Landstadt von den verderblichsten Folgen gewesen wäre, als der Pfarrer Rieger auf dem Gang zur Frühmesse in den verwilderten Haufen seiner Schäflein gerät und sich mit beweglichen Worten unter Hinweis auf eine Reichsexekution zum Vermittler anbietet. Ohne Mühe gelingt es ihm, den noch immer schlotternd hinter verschlossenen Türen hockenden Freiherrn von Hornstein zur Schadenersatzleistung zu bestimmen. Zehn Pferde mußten als Pfand bis zur Bezahlung der dreihundertfünfzig Gulden den Bürgern verbleiben. Um die der Engelwirstochter angetane Schmach zu sühnen, erklärt man sich nach manchem Hin und Her auf des Geistlichen Vorschlag zu einer frommen Stiftung bereit.

Also ist der Name der Römisch-Kaiserlichen Kürassierkompanie bis zum heutigen Tage mit einer heiligen Sache verbunden geblieben, nicht viel anders als der des Pontius Pilatus mit dem Credo.

Wanderung der Steppenheide in einen verlassenen Steinbruch

Von Hans Schwenkel

Im Eyachtal oberhalb Imnau liegt auf der rechten Tal-seite ein im Jahr 1908 angelegter und 1915 aufgegebener Steinbruch im Oberen Hauptmuschelkalk. Nach ähnlichen Verhältnissen im unteren Eyachtal zu schließen, bildete an diesem Abhang der Muschelkalk zwar keine ausgesprochenen Felsen, war aber mit einer sehr dünnen Humusschicht bedeckt, aus der möglicherweise einige Felsbänder herausgeragt haben, so daß sich bei gleichzeitig starker Besonnung in Süd- und Südwest-Exposition nur ein schütterer Wald mit entsprechender, Trockenheit ertragender oder -liebender Flora halten konnte. Vermutlich war der Abhang früher beweidet und wurde später zum Teil mit Kiefern aufgeforstet. Doch sind in dem anschließenden Wald auch Linden, Feldahorn, Mehl- und Elsbeere, Traubeneiche und Bergulme vorhanden. Kleine Freiflächen mit Trockenrasen sind in ähnlicher Lage auch sonst auf diesen Muschelkalkhängen erhalten geblieben. Über dem Steinbruch ist der einstige Zustand noch erhalten, und die ganze Pflanzenwelt macht dort den Eindruck erhaltener jungfräulicher Natur. Der Steinbruch bedeutet einen gewaltsamen Eingriff in den Abhang. In der Zeit von knapp 40 Jahren seit seiner Stilllegung hat sich auf den Felsbändern Humus gebildet und fand ein Abbröckeln des Gesteins und ein randliches Abrieseln des jungfräulichen Bodens statt.

Robert Gradmann hat in seinem „Pflanzenleben der Schwäb. Alb“ solche Verhältnisse auf der Alb beschrieben. Auf dem Muschelkalk stimmen sie mit denen auf Weißem Jura fast genau überein. Gradmann bezeichnet die Pflanzengesellschaft als *Steppenheide*.

Ein Vergleich der Pflanzen auf dem ursprünglichen Naturboden mit denen auf dem frischen Steinbruchgelände auf seinen steilen Böschungen und Felsbändern ergibt die beachtliche Tatsache, daß die Steppenheideflora restlos in den Steinbruchboden eingerückt ist und dort sogar reichlicher und besser gedeiht als auf dem noch jungfräulichen ursprünglichen Standort.

Ein Unterschied in den Arten ist kaum vorhanden. Dies alles geschah in dem Zeitraum von 1915 bis 1952. Für den Pflanzenfreund bietet sich ein seltenes Bild von einmaliger Vielfalt und Farbenpracht, die sich im Laufe des Sommers gegenüber dem Frühjahr noch steigern wird, weil im Mai, in dem ich meine Beobachtungen machte, die großen Doldenpflanzen noch nicht entwickelt sind. An Leitpflanzen sind zu nennen:

Küchenschelle (*Anemone pulsatilla*)
Bergaster (*Aster amellus*)
Graslinie (*Anthericus ramosus*)
Schwalbenwurz (*Vincetoxicum officinale*)
Hufeisenkraut (*Hippocrepis comosa*)
Blutroter Storchschnabel (*Geranium sanguineum*)

Edel-Gamander (*Teucrium chamaedrys*)
Bayer. Leinblatt (*Thesium bavarum*)
Haarstrang (*Peucedanum cervaria*)
Heilwurz = Bergfenchel (*Seseli libanotis*)
(das Laserkraut fehlt)
Trauben-Maßlieb (*Chrysanthemum corymbosum*)
Kleine Wiesenraute (*Thalictrum minus*)
Langähriger Klee (*Trifolium rubens*)
Weißwurz (*Polygonatum officinale*)
Blaugrüner Waldmeister oder Felsen-Meger (*Asperula glauca*). (Besonders häufig und in prachtvoller Entwicklung)
Kugelblume (*Globularia vulgaris*)
Wimper-Perlgras (*Melica ciliata*)
Zwergsegge (*Carex humilis*)
Schafschwingel (*Festuca ovina*)
Blaugras (*Sesleria coerulea*)
Geißklee (*Cytisus nigricans*)
Ausdauernder Lattich (*Lactuca perennis*)
Sichelblättriges Hasenohr (*Bupleurum falcatum*)
Sonnenröschen (*Helianthemum chamaecistus*)
Weißer Mauerpfeffer (*Sedum album*)
Aufrechter Ziest (*Stachys rectus*)
Frühlingsfingerkraut (*Potentilla verna*)
Dosten (*Origanum vulgare*)
Weinrose (*Rosa rubiginosa*)
Mehlbeere (*Sorbus aria*)
Steinmispel (*Cotoneaster integerrima*)

Die Steinbruchhänge haben sich bereits weithin mit dem Liguster-Schlehenbusch bedeckt. Darin stehen auch Berberitze, Wolliger Schneeball, Feldahorn, Weißdorn, Hartriegel, Kreuzdorn und Hasel. Die nackten Felsbänder sind zum Teil mit Efeu übersponnen. Am Grund des Steinbruchs schließt sich bereits der Wald mit Ulme, Linde und Buche. Auf den Felsbändern und an besonders trockenen Stellen wird sich aber die Steppenheide auf die Dauer halten können. Dem Pflanzenfreund macht die Übersiedlung einer natürlichen Pflanzengemeinschaft auf den sekundären Standort des einstigen Steinbruchs besondere Freude, weil es die fortwirkenden Kräfte der schaffenden Natur anschaulich vor Augen führt.

Robert Gradmann hat bekanntlich den Nachweis geführt, daß die Verbreitung der Steppenheide sich weitgehend mit dem schon zur Jungsteinzeit von Ackerbauern besiedelten Gebiet deckt, und daß diese offene Landschaft fast bis ins Mittelalter herein gleich blieb. Die erste Besiedlung durch die Alemannen erfolgte tatsächlich ungefähr auf dem jungsteinzeitlichen Ackerland. Auf den Hochflächen zu beiden Seiten des unteren Eyachtals sind alemannische Urdörfer vorhanden (Trillfingen, Empfingen, Bierlingen).

Einige hundert Meter von dem geschilderten Steinbruch entfernt kommen in einer Lehmgrube die Lössschnecken vor. Zweifellos gehören die lößbedeckten Hochflächen dieses Gebiets zu den schon sehr früh unter den Pflug genommenen Flächen unserer Heimat. Steppenheide und Ackerland sind Nachbarn.

Ein Gang durch Hohenzollerns Geschichte

Von Franz Herberhold

Wer das Land Hohenzollern von der nordwestlichen Spitze bei Dettlingen/Schopfloch bis zu den Ausläufern im Südwesten und Südosten bis nahe vor Stockach, Pfullendorf und Altshausen durchwandert, der schreitet über eine weitgespannte Brücke. Sein Weg führt von den Abhängen des nördlichen Schwarzwaldes hinab ins Neckartal, erklimmt die Höhen der Schwäbischen Alb, senkt sich wieder hinab zur Donau und läuft in dem weit sich öffnenden Oberschwaben aus. So verbindet Hohenzollern wie eine sanfte Klammer Landschaften verschiedener geographischer Gestalt und geschichtlichen Werdens, und auch Hohenzollern selbst, das heute als eine Einheit empfunden wird, ist seinem Werden nach ein sehr differenziertes Gebilde. Seine Einheit währt, gemessen selbst an historischen Zeiträumen und tausendjährigen Reichen – und was sind diese gegenüber den Perioden der Erd- und Menschheitsgeschichte! – nur erst einen Augenblick. Zwar waren seit 1535 neben Hechingen auch die Grafschaften Sigmaringen und Verdingen, und damit die Hauptglieder des Landes, dauernd im Besitz der Zollern. Aber die übrigen Glieder wie Ostrach, Wald und Habstal hingen doch nur sehr lose mit ihm zusammen, ganz zu schweigen davon, daß Beuron und Glatt, Hohenfels und Achberg, Jungnau, Trochtelfingen, Straßberg und Gammertingen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts außerhalb dieses Verbandes blieben und bis dahin auch nicht den Schatten einer Superiorität über sich duldeten.

Den Kern bildete von jeher die Grafschaft Zollern, jenes Gebiet um den Zoller, wo die Zollergrafen im 13. Jahrhundert ihre Haupt- und Residenzstadt Hechingen gründeten und im benachbarten Kloster Stetten ihre Grablege wählten. Aber dieses Gebiet ist nur der Restbestand eines weit umfassenderen Wirkungs- und Herrschaftsbereiches, über den die Zollern geboten. Sie gehörten ja zu den schwäbischen Dynasten, zum Kreise jener mächtiger Familien, die wie die Grafen von Pfullendorf-Bregenz, von Altshausen-Verdingen, wie die Staufer, Habsburger und Württemberger das politische Antlitz des Südwestens formten und bestimmten. Von allen sind allein die Zollern über Schwaben hinaus zu Weltwirkung gelangt. Über die Burggrafschaft Nürnberg (um 1200) und die Markgrafschaft Brandenburg (1415) führte sie ein seltsames Schicksal nach dem Deutschordensland, und sie wurden Könige von Preußen und deutsche Kaiser.

Aber dieser Schritt aus dem schwäbischen Stammesgebiet hinaus in gesamtdeutsche Weite und europäische Geltung ließ sie nicht die Stammlande vergessen. Der Hauptzweig blieb in Schwaben, wo er sein Eigenes bewahrte und Hort und Zuflucht ward für jene Glieder der Familie, denen weltgeschichtliche Auseinandersetzungen Krone und Besitz genommen hatten.

Die Anfänge des Urstamms verlieren sich im Dunkel des 11. Jahrhunderts. Die genealogische Verknüpfung mit den Alaholfingern oder Burkardingern ist hypothetisch. Die ersten namentlich genannten Grafen Wetzel und Burkard, deren Tod uns zu 1061 berichtet wird, stehen wie 2 erratische Blöcke da, ohne daß es bisher möglich gewesen wäre, sie ihrer Herkunft nach einzuordnen oder mit Sicherheit die Brücke zu der nachfolgenden Generation zu schlagen. Gleichwohl steht auch für diese Zeit fest, daß ihr Machtbereich sich zwischen Neckartal und Schwäbischer Alb erstreckt. Die westlichen Ausstrahlungen reichen bis in die Baar, im Süden verlieren sie sich im oberen Donaugebiet. Grundbesitz und Kirchenpatronate, Grafschafts- und Hoheitsrechte durchdringen und überlagern sich und verleihen dem Machtbereich schon früh eine gewisse räumliche Geschlossenheit.

Aber dieses zollerische Gebiet unterliegt einem ständigen Schrumpfungsprozeß. Als im Jahre 1170 sich von den Zollern die Grafen von Hohenberg abgespalten, fällt ihnen im wesentlichen der westliche Teil mit den schwerpunktbildenden Burgen Hohenberg, Haigerloch und Rottenburg zu. Von diesen Besitzungen sind Hohenberg und Rottenburg den Zollern für immer verloren gegangen, da die Grafen von Hohenberg im Jahre 1381, also kurz bevor der Mannesstamm erlosch, alles an die Herzöge von Österreich verkauften. Nur Haigerloch sollte ein Jahrhundert später nach mancherlei Irrungen und Wirrungen an Zollern zurückfallen. Der Erwerb der Schirmvogtei über Beuron, die in enger Verbindung mit der Herrschaft Mühlheim stand, brachte um die Mitte des 13. Jahrhunderts nur vorübergehend einen geringfügigen Ausgleich. Trotzdem gehören die Zollern auch noch in der Zeit des Interregnums und der Habsburger zu den mächtigsten Geschlechtern des schwäbischen Hochadels. Aber die vielfachen Verästelungen der Familie mit den Besitzteilungen, Zwiste unter den Familiengliedern – der Streit zwischen den beiden

Brüdern Eitelfriedrich und Friedrich dem Älteren gen. Öttinger ist ja allgemein bekannt –, Fehden mit den mächtigen Nachbarn und den Städten führten im 14. und 15. Jahrhundert zu einer Periode des Niedergangs, zur Zerstörung der Burg Hohenzollern und zum Verlust wesentlicher Besitzungen. 1388 wurde selbst die Stadt Hechingen vorübergehend aus der Hand gegeben. 1391 gingen die Herrschaft Mühlheim und die Schirmvogtei über Beuron an die Herren von Weitingen, 1409 an die Herren von Enzberg verloren. Weit schlimmer war der Verkauf der Herrschaft Schalksburg mit dem Hauptort Balingen an Württemberg im Jahre 1403. Wenig später wurde das Steintal ebenfalls an Württemberg abgetreten.

Hervorragende Männer wie Graf Eitelfriedrich und Jos Niklas I. vermochten zwar die Verluste nicht ganz aufzuholen, aber sie wußten den Restbesitz um Hechingen und dessen nächste Umgebung, im Killertal und auf der Schwäbischen Alb zu festigen und dem Hause Hohenzollern für dauernd zu bewahren. Die Erneuerung des Münzrechtes und Bergregals im Jahre 1471 läßt erkennen, wie sehr ihnen auch der innere Ausbau des Territoriums am Herzen lag. Zu Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts erlebte Hohenzollern einen neuen Aufschwung. Graf Eitelfriedrich tauschte 1497 das ihm durch seine Gemahlin zugefallene Rätzins ein gegen das zur Abrundung des Territoriums wichtige Haigerloch, das uralter zollerischer Besitz gewesen und über die Hohenberger an Österreich gekommen war. Am meisten hat das Haus in dieser Zeit der Tatkraft und Umsicht des Grafen Jos Niklas II. zu verdanken, der planmäßig das Gebiet abzurunden und innerlich zu festigen suchte. Sein Augenmerk geht einmal auf den zwischen Hechingen und Haigerloch liegenden nichtzollerischen Besitz. 1539 erwirbt er Owingen, 1542 Großelfingen und Stetten bei Haigerloch. Zum andern weiß er 1552 durch den Kauf der Herrschaft Wehrstein mit den Dörfern Fischingen und Betra und dem Marktflecken Empfingen nach Westen ins Neckartal vorzustoßen. Sein bedeutendster Erfolg war jedoch die 1535 erreichte Belehnung der Zollern mit den österreichischen Grafschaften Sigmaringen und Veringen. Schon 1532 hatte er für sich und die männlichen Deszendenten seiner Brüder die Anwartschaft darauf erhalten. Als 1534 die Werdenberger im Mannesstamm erloschen, gingen der Allodialbesitz und die Reichsgrafschaft Heiligenberg an Graf Friedrich v. Fürstenberg über, der mit der werdenbergischen Erbtöchter Anna verheiratet war. Graf Karl v. Zollern aber, das Patenkind Kaiser Karls V., wurde mit den Grafschaften Sigmaringen und Veringen belehnt. Als nun Graf Karl 1558

auch Herr der Stammlande wurde, reichte der zollerische Besitz vom Neckartal bis über die Donau.

Die in den Anschauungen der Zeit begründete, aber rückschauend nur als Unglück zu bezeichnende Teilung des Gesamtbesitzes unter drei Söhne durch den tatkräftigen und umsichtigen Karl I. im Jahre 1576 verhinderte den Ausbau des Besitzes zu einem lebensfähigen Territorium. Die Aufsplitterung des Gebietes in 3 Teile, nämlich die Grafschaft Zollern, die Herrschaft Haigerloch mit Wehrstein und die von Österreich lehenbaren Grafschaften Sigmaringen und Veringen minderte nicht nur das politische Gewicht und den Einfluß der Zollern, sondern zerstörte geradezu das in den vorausgegangenen 100 Jahren mit so viel Sorgfalt und Geschick aufgebaute Gebilde. Zwar war die Verselbständigung Haigerlochs nur von kurzer Dauer; denn diese Linie starb bereits 1634 wieder aus. Aber die dauernde Aufspaltung des ohnehin nicht überwältigenden Besitzes auf zwei Linien, die sich zeitweilig recht fremd gegenüber standen, ließ das Land nicht zur politischen Entfaltung kommen. Das Haigerlocher Erbe fiel bestimmungsgemäß an den senior familiae – und das war 1634 Graf Johann von Sigmaringen – obwohl es räumlich doch sehr viel besser zu Hechingen gepaßt hätte. Es lag darin eine, wenn sicher auch nicht vorauszusehende Benachteiligung Hechingens, dem damit die letzte Möglichkeit zu einer räumlichen Ausdehnung abgeschnitten wurde. Hechingen ist in der Tat auf das ihm 1576 zugeteilte Territorium gebannt geblieben, eingeklemmt zwischen württembergischen und österreichischen Besitzungen, die einst zu den Stammlanden gehört hatten. Es gab keine Möglichkeit für ein organisches Wachstum, und das für ein Ländchen, dessen Herren sich im Reichsdienst verzehrten, dafür zwar 1623 in den Reichsfürstenstand aufstiegen, aber die Finanzen ihres Landes ruinierten. Aufstände im Lande – der über zweihundert Jahre währende Untertanenprozeß um die freie Pürsch ist nur ein Teil dieser Unruhen – taten ein weiteres. Anlehnungsversuche an Brandenburg, geboren aus dem nie ganz verschwundenen Bewußtsein gemeinsamer Abstammung, führten weder im 17. noch im 18. Jahrhundert zu einer Besserung der Finanzlage. Diese Last hat das Land erdrückt und nicht zuletzt zum Verlust der Eigenstaatlichkeit beigetragen. Das Schwergewicht lag seit 1576 bei der Sigmaringer Linie, deren machtvolle Persönlichkeiten von Anfang an mit größtem Elan an ihre Aufgaben herangingen und daran und darüber hinauswuchsen. Männer wie Karl I. (1535–1576) und Karl II. (1576–1606) waren Berater von Kaisern und Königen, deren diplomatische Vertreter und Vertraute. Der Anfall der Herrschaft

Haigerloch mit Wehrstein 1634 brachte dieser Linie den Allodialbesitz, der auch in Krisenzeiten einen sicheren Rückhalt gewährte. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts übernimmt Haigerloch die Funktionen einer Residenz, in der die Fürsten sich lieber aufhielten als in dem lehenbaren Sigmaringen. Sichtbarer Ausdruck dafür sind die Kunstschatze Haigerlochs, besonders in der Schloßkirche und St. Anna. Aber auch der Lehnbesitz hatte politisches Gewicht; denn mit der Grafschaft Sigmaringen waren die Schirmvogtei über Klosterwald und das salemische Amt Ost-rach verbunden.

Die politische Neuordnung Europas zu Beginn des 19. Jahrhunderts bedeutete sowohl für Sigmaringen wie für Hechingen den Beginn einer neuen Ära. Während die meisten anderen Staaten ihre staatliche Existenz verloren, gingen Hechingen und Sigmaringen aus Säkularisation und Mediatisierung als souveräne Staaten hervor. Zwar war der Zuwachs an Macht und Reichtum bei Hechingen äußerst bescheiden – es erhielt die wenig bedeutenden Besitzungen der Klöster Hechingen, Rangendingen und St. Lutzen –, Sigmaringen aber erhob sich wie ein Phönix aus der Asche. Für die verlorengegangenen niederländischen Besitzungen erhielt der Fürst von Sigmaringen 1803 den Besitz der Klosterherrschaft Beuron und das Gebiet der Herrschaft Glatt. 1806 wurde der über die Grafschaften Sigmaringen und Veringen noch bestehende Lehnexus gelöst, so daß der Fürst Eigentümer dieser Lehen wurde. Die Rheinbundakte von 1806 erweiterte das Staatsgebiet um die Klosterherrschaften Wald und Habstal, um die Deutschordensherrschaften Achberg und Hohenfels. Die dem Fürsten von Thurn und Taxis zugefallenen Entschädigungsgebiete der Herrschaften Ostrach und Straßberg, die fürstenbergischen Allodialherrschaften Jungnau und Trochtelfingen sowie die den Herren v. Speth gehörenden Herrschaften Gammertingen und Hettingen wurden unter sigmaringische Oberhoheit gestellt.

So haben bei dem großen durch Reichsdeputationshauptschluß und Rheinbundakte legalisierten Raubzug nicht etwa die mächtigen, reichen und im alten Reiche höchst angesehenen Fürsten von Fürstenberg, sondern die an Einfluß und Macht weit hinter ihnen zurückstehenden hohenzollerischen Fürsten das Rennen gemacht. Mag sein, daß Preußens Einfluß den Lauf der Dinge regulierend beeinflusste, da es auf Grund alter Erbverträge eines Tages mit dem Anfall dieser Stammgebiete rechnen konnte. Sicher aber haben die persönlichen Verbindungen der Hohenzollern mit den maßgebenden Kreisen Frankreichs die Entscheidung gebracht. Nie hat Josephine Beauharnais, die die erste

Gemahlin Napoleons wurde, vergessen, was die Prinzessin Amalie Zephyrine von Salm-Kyrburg, die spätere Gemahlin des Fürsten Anton Alois von Hohenzollern-Sigmaringen, in den grauenvollen Tagen der Französischen Revolution ihr und ihren Kindern getan hatte. Ihr und Napoleons Dank ersparten den Hohenzollern das Schicksal der anderen.

Natürlich gehörten die hohenzollerischen Fürsten dem Rheinbund an. Sie fanden aber beim Sturz Napoleons rechtzeitig Anschluß an das andere Lager, und so blieben ihnen Land und Besitz auch nach 1813 erhalten. Von 1806 bis 1848 haben wir zwei souveräne, nebeneinander bestehende hohenzollerische Fürstentümer: Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen. Hechingen war ein in sich geschlossenes Territorium, dessen Bewohner sich als Hohenzollern wußten. Sigmaringen dagegen war erst jetzt aus Stücken, die verschiedenen Herren gehört hatten, durch Machtspruch gebildet worden. Es ist den Fürsten gelungen, diese zunächst noch divergierenden Teile zu einer Einheit zusammenzuschweißen. Auch bei den Bewohnern dieses neuen Staates bildet sich alsbald ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, ein „Hohenzollernbewußtsein“, ein Wissen um einheitliche Leitung, um staatsrechtliche Verschiedenheiten gegenüber den angrenzenden Nachbarn.

Die Zeit der Eigenstaatlichkeit dauerte aber für beide Länder nur eine kurze Periode. Sie gehört in die Zeit der Umformung des patriarchalischen Absolutismus zur konstitutionellen Monarchie. Der sie bejahende Liberalismus verfiel aber sehr schnell der Radikalisierung, die in Kleinstaaten wie Sigmaringen und Hechingen auch durch Reformen nicht aufzuhalten war. Und so kam es 1848 zur Abdankung der Fürsten in Sigmaringen und Hechingen. Dem Fürsten in Hechingen hatten seine widerspenstigen Untertanen das Regieren verleidet. Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen aber opferte sein Land letztlich einer politischen Ideologie. Zwar war auch er davon durchdrungen, daß die Zeit der Kleinstaaten vorüber sei, aber er hoffte durch seinen Verzicht beispielgebend zu wirken und seinen Standesgenossen den Weg zur deutschen Einheit zu zeigen.

Die Ländchen kamen unter Zugrundelegung des Begriffs der antizipierten Erbfolge an Preußen, mit dem seit 1695 Erbverträge bestanden. Preußen machte daraus den Regierungsbezirk Sigmaringen, respektierte aber weitgehend hohenzollerische Eigentümlichkeiten. Erst seit dieser Zeit bildete ganz Hohenzollern eine staatsrechtliche und verwaltungsmäßige Einheit, die es bis heute bewahren konnte und wohl auch in Zukunft zu bewahren hofft.

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

*Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde
im Schwäbischen Heimatbund*

XV. Gemeinschaft und Gesellschaft (Fortsetzung)

Im Folgenden sollen einige Hinweise gegeben werden, wo unsere Beobachtungen ansetzen können. Es sei aber betont: das damit angebotene „Fangnetz“ ist bewußt weitmaschig gehalten. Schlinge jeder die Fäden enger, füge jeder Gesichtspunkte hinzu wie es ihm unerläßlich scheint und wie sie sich ihm an seiner besonderen Stelle aufdrängen. Überdies spricht dieser Abschnitt, wie auch der ganze Wegweiser, noch vorzugsweise von dörflichen Verhältnissen. Das hat seinen Grund allein in der relativen „Überschaubarkeit“ des Dorfes, seines Lebens und seiner Gemeinschaftsstruktur; außerdem stehen Beobachtungen und Betrachtungen über die Volkskunde der Stadt trotz einiger ernsthafter Ansätze noch ganz am Anfang. Um so dankenswerter wäre es, wenn unser Wegweiser recht vielen Arbeitern Mut machen würde, die hier angeregten Beobachtungen mit aller Aufmerksamkeit auch auf die Stadt auszudehnen.

A. Die Familiengemeinschaft in verschiedenen Lebenskreisen

Das Verhältnis der Geschlechter vor der Ehe; die Geschlechtmoral; die Stellung der Ledigen, Hagestolze, „alten Jungfern“ und ihre Bewertung durch die Gemeinschaft.

Gesichtspunkte der Gattenwahl im Wandel der Zeiten (Neigung, Vernunftabwägungen, Rolle der Konfessionen; Mischehen, Ehen zwischen Alt- und Neubürgern und ähnliches).

Festigkeit der Ehen, Ehescheidungen und ihre Beurteilung. Mann und Frau, Hausvater und Hausmutter; Arbeitsteilung der Hauseltern und Herrschaftsbereiche von Mann und Frau in Haus und Hof, Geschäft und Betrieb; Ausdehnung der Aufgaben der Frau und ihre Folgen für das Gefüge der Familie, für ihr und der Familienglieder körperliches und seelisches Leben.

Einstellung zum „Kindersegen“, Beschränkung der Kinderzahl; Wertung von Knaben und Mädchen.

Die väterliche Gewalt; die Selbständigkeit der Kinder, die „moderne“ Jugend, vor allem die Söhne; das Überlegenheitsgefühl der jungen Generation und deren Widerspiel bei den „Alten“; typische Konfliktstoffe zwischen den Generationen in verschiedenen Lebenskreisen; Formen der Auseinandersetzung; Einflüsse der Lebensmächte und Gemeinschaftsgruppen auf das Spiel der Generationsauseinandersetzung (Technik, Weltanschauung, politische Gedankenkreise, Jugendgruppen, Schulen usw.)

Die „dritte Generation“ der Großeltern, ihre Autorität in allgemeinen Lebensfragen und besonderen Fragen des Betriebs; Einfluß auf die Kinderzucht.

Stellung der Geschwister zueinander in Jugend und Alter.

Die Familie als Arbeitsgemeinschaft; Gründe ihrer vermutlichen Lockerung.

Die Familie nur noch Wohngemeinschaft, kaum noch Tischgemeinschaft?

Familienpflege an Sonn- und Feiertagen, Feierabendbeschäftigung der Familienglieder und des „ganzen Hauses“; Familienfeiern, (auch die früher nicht üblichen wie Geburtstagsfeiern, Advent, Mutter- und Vatertag; Weihnachten, Sylvester im Familienkreis; Hausmusik und Leseabende, Spielabende und ähnliches).

Pflege des Familiensinnes durch Familienchronik, Führung der Traubibel, Alben, Gästebücher, Andenken und ähnliches.

Familienehre und -repräsentation andern gegenüber.

B. Die erweiterte Familiengemeinschaft, Sippe, „Freundschaft“

Wird eine solche noch empfunden? Pflege der Beziehungen durch Besuche, Briefe, Einladungen, Familientage; besondere Anlässe des Zusammenkommens wie Beerdigungen, Hochzeiten, Totenmessen, Allerseelen und so weiter; Patenwahl, Dauer des Patenverhältnisses und die Pflichten der Partner dabei (Geschenke, Vermächtnisse und so weiter).

C. Die Hausgemeinschaft

Besitzer und Mieter; Mieter unter sich; gemeinschaftliche Arbeiten, Besuche und Geschenke zu besonderen Tagen; Verhältnis der Kinder im Hause; Leihverhältnisse und Aushilfen in guten und schlechten Zeiten.

D. Die Nachbarschaft

Haus-, Hof- und Acker- bzw. Gartennachbarschaften, Waldnachbarn, Maschinengemeinschaften auf nachbarlicher Grundlage; Arbeitshilfen, Abstimmung der Arbeiten aufeinander; gemeinsame Wege, Zäune, Brunnen und so weiter; Wochenbetts- und Krankheitshilfen, Hilfe und gemeinsames Feiern bei Festen in den benachbarten Familien. Feindschaften unter Nachbarn unter Umständen über Generationen hinweg; Eheschließungen unter Nachbarskindern.

Wie weit werden alte Nachbarschaftsbeziehungen durch neuere, weitere Gemeinschafts- oder Gesellschaftsbildungen abgelöst (zum Beispiel durch Kranken-, Feuer- und ähnliche Versicherungen)? Zerstört und schafft die Technik solche Bindungen? Gibt es – wie innerhalb der Familie und des Hauses – gewisse sprachliche Nachbarschaftsgepflogenheiten?

E. Die Dorfgemeinschaft, die Gemeinschaft des Wohnviertels und anderer Siedlungsuntereinheiten

Siedlungsformen als Ausdruck und prägende Kraft des Gemeinschaftsgeistes; Dorf und Dorf; Dorf und Stadt;

Filialen; eingemeindete Siedlungsgliedschaften und ihr Verhältnis zum größeren Ganzen. Zusammengewachsene Siedlungen und ihr Verhältnis zueinander (Fortleben alter territorialer Grenzen in heutiger Rivalität, Fremdheit, Spott; sprachliche Verschiedenheiten innerhalb solcher Siedlungskomplexe; verschiedene Kirchwege, Begräbnisstätten, Bräuche und dergleichen mehr).

Das Kräftespiel „Rathaus-Pfarrhaus-Schule“ besonders im Dorf.

Die Schichten und Gruppen der Bevölkerung:

1. Historische Schichten: alte und junge Familien; Dorf-
aristokratie; Auf- und Abstieg mancher Familien; Altan-
gesehene und Emporkömmlinge; die „Reingeschmeckten“;
die Flüchtlinge und Evakuierten, ihr Verhältnis zur Alt-
bürgerschaft (Teilnahme am Gemeinschaftsleben oder
Sonderbildungen; Anerkennung oder Ablehnung, Pflege
von Sondersitten und -bräuchen, gegenseitige Befrucht-
ung oder Abschließung).

2. Altersschichten: Rolle der Alten; die Halbstarken; die
Jungverheirateten und ihre Rolle im Gemeinschaftsleben
(Wirtshausplätze, Kirchensitze, brauchtümliche Rechte
und Pflichten wie Maienstecken, Rügegerichte, Ausrichten
von Hochzeiten, Aufgaben bei Beerdigungen und so we-
ter). Gibt es neben männlichen Gemeinschaften auch
Frauengemeinschaften mit Sonderbräuchen, Festrechten
und ähnlichem?

3. Die organisierten Gruppen: Vereine mit kulturell-ge-
selliger Zielsetzung und ihr Kulturgut (Gesang- und
Musikvereine, Trachtenvereine, Heimatvereine, Volks-
bildungsgemeinschaften und dergleichen); Genossenschaf-
ten, Bauernverbände; enger umgrenzte Zweckverbände
(Sammlervereine, Züchtergenossenschaften, Obstbauver-
eine und dergleichen); bodenständige und „aufgenötigte“
Vereine; Frauenvereinigungen auch überkonfessioneller
und überparteilicher Art (zum Beispiel charitative Ge-
meinschaften); Sportvereine.

4. Der „ständische“ Aufbau: Bauern, Handwerker, Arbei-
ter, Beamte, Rentner, Kaufleute; die Grenzen der Stände,
ihre Verwischung und vielfältige Überschneidung. Welche
Stände gelten als führend im Gemeinschaftsleben der
Siedlung, ihre Anerkennung und wirkliche Rolle; die
Einflüsse berufsständischer Ideale und Ziele auf das Ge-
meinschaftsleben auf dem Umweg über die einzelnen
Vertreter.

5. Die politischen Vereinigungen und ihr Einfluß auf das
volkstümliche Leben der Gemeinschaft.

6. Die religiösen Gemeinschaften im weiteren und engeren
Sinne; also nicht nur die Konfessionsgruppen, sondern
auch die Gemeinschaften innerhalb derselben und ihre
Rolle im Gemeinschaftsleben (die Bruderschaften, Kon-
gregationen und Sodalitäten; der Kirchchor, der
Missionsverein, der Gustav-Adolf-Verein, Männerwerk,

Frauenwerk; die „Stunde“ und so weiter). Stellungnahme
der Gemeinschaft zu führenden Persönlichkeiten in sol-
chen Gruppen; Einfluß derselben auf Sitte und Sittlich-
keit.

7. Zeitgebundene Zweckgenossenschaften wie Zusam-
menschuß zum Zwecke der Schädlingsbekämpfung, Ab-
wehr allgemeiner Gefährdung (überhandnehmender
Felddiebstahl und ähnliches). Wie lange überdauern
solche Verbindungen ihren eigentlichen Anlaß, wirken
sie vielleicht gemeinschaftsbildend fort?

8. Die Gruppierungen auf dem Boden allgemeiner Ge-
selligkeit. Das Bedürfnis nach Geselligkeit ist verschieden
und erst recht die Vorstellungen vom inhaltlichen Wert:
Vergnügen, Umtrieb, viel Abwechslung („immer was
Neues“) oder Erhebung und Liebe zum Überkommenen.
Die Stätten der Geselligkeit (Wirtshaus, Tanzboden,
Festwiese). Die neuen Möglichkeiten: Kino, Theater,
Omnibusfahrten. Die intimeren Kreise der Geselligkeit
wie Vorsitz, Lichtgang, das „Bänkle“.

Aus der Fülle von Einzelfragen seien nur noch erwähnt:
Wer geht ins Wirtshaus? Stammtische? Wann geht man
ins Wirtshaus (Frühschoppen, Kirchenschoppen)? Was
trinkt man? Besenwirtschaften? Was tanzt man – können
sich Volkstanzbestrebungen wieder durchsetzen? Wer
stellt die Tanzmusik?

Umgangsformen in den verschiedenen Lebens-
kreisen, Schichten und Gruppen. Die mündlichen Um-
gangsformen und -formeln, Grußsitten, Anredeformen,
Respektsbezeugungen; Einflüsse des städtischen Lebens
heute; (der einzelne folgt häufig mehreren Umgangssit-
ten, „-gesetzen“: tagsüber im „Geschäft“ oder „Betrieb“
ist er Arbeitskollege – abends zu Hause Glied seiner
angestammten Gemeinschaft). Schriftliche Umgangsfor-
men (volkstümlicher Briefstil, seine Quellen).

F. Der Einzelne und die Gemeinschaft

Der Einzelgänger, der Sonderling, der bewußte Außen-
seiter, das Original, der Asoziale. Der Auffallende (be-
sonders häßliche Menschen, Träger besonderer Fähig-
keiten wie Heilkundige und so weiter).

Ortsfremde (wie Reisende, Hausierer, Schäfer, Prediger,
Redner, Künstler), ihre Einschätzung durch die Gemein-
schaft und ihr Einfluß auf sie.

Die öffentliche Meinung und ihre Macht; die Quellen
ihrer Wertungsweise (Zeitung, politische Propaganda,
Kirche, Schule, Rundfunk, Kino). Der Dorfklatsch als
„Dorfgewissen“, Sittengerichte in Spaß und Ernst (Nar-
renzeitungen, Schandmaien und ähnliches).

Die Schlechtweggekommenen, die Verarmten, die Ver-
kommenen und das Verhalten der Gemeinschaft zu ihnen
(Mitleid, Schutz oder Verfemung). Der „Dorfdubel“.
Der Rechtsbrecher.

Hans Reyhing zum 70. Geburtstag

Am 1. Oktober dieses Jahres wird Hans Reyhing 70 Jahre alt. Wer diesen rüstigen Wanderer mit den blauen, knitz leuchtenden Augen im Kopf kennt, diesen gründlichen Kenner und unermüdlichen Kündler von Land und Leuten unserer Heimat, diesen gewissenhaften Geschichtsschreiber, diesen gemütvollen Geschichtenerzähler, diesen schwäbischen Schul- und Volkslehrer, möchte es nicht glauben. Und wer kennt ihn nicht, im Land herum! Sein heimat- und volkskundliches Lebenswerk umfaßt neben den 30 Jahrgängen des „Schwäbischen Heimatkalenders“, den er von 1920 an im Auftrag des von Kultminister a. D. Dr. h. c., Dr. e. h. Theodor Bäuerle gegründeten und geleiteten Vereins zur Förderung der Volksbildung herausgab, 16 Jahrgänge der Zeitungsbeilage „Unsere Heimat“, die den meisten württembergischen Kreiszeitungen beilag. Jeder Jahrgang erschien auch als Jahrbuch. Der 13. Band erschien als Sonderband unter dem Titel „Das schwäbische Dorf“, sein Bild und sein Leben. Was „Unsere Heimat“ für Württemberg war, das waren die 17 Jahrgänge der „Deutschen Glocke“ für ganz Deutschland (die letzten fünf davon gab Reyhing zusammen mit Christian Jossen heraus). Der 12. Band schilderte zum Beispiel unter dem Titel „Das deutsche Jahr“ Bauernleben und Bauernarbeit, Sitte und Brauch im Jahreslauf. Neben diesen beiden Heimatbeilagen her ging eine Erzählerbeilage „Die Brunnenstube“, die literarisch wertvolle, volkstümliche Lesekost auch an kleinere Zeitungen verbreitete. 1923 erschien das Büchlein „Rund um Tübingen“, 1925 die „Albheimat“, ein Buch von Land und Leuten der Schwäbischen Alb. Mit August Lämmle zusammen gab Reyhing „Das Herz der Heimat“ heraus, ein Heimatbuch für die Söhne und Töchter unseres Landes, die in der Fremde sind. Seit 1923 ist das Heimatspiel „D'Schäferlies“ bleibender Bestandteil des Uracher Schäferlaufs. Seit 1947 spielen sie in Kirchheim Reyhings „Vogt von Kirchheim“.

Daneben steht ein reiches erzählerisches Lebenswerk. „Burrenhardter Leut“ (1917), Erzählungen von der Schwäbischen Alb, „Sommerjohanni“ (1918 und, als Neuauflage, bei der von zwölf Erzählungen drei der alten Ausgabe entnommen sind, 1947), heitere Albgeschichten, „Brachland“ (1922), Erzählungen, „Der Morgen“ (1932 zum 50. Geburtstag des Dichters erschienen), Geschichten aus Heimat und Jugend, die Novelle „Am Herzen von Ulm“ (1927) und die Romane „Der Väter Gut“ (1921), „Der Hülenbauer“ (1923), „Der Klausenhof“ (1937) und der zweibändige Roman „Der tausendjährige Acker“ (1942), diese unvergleichliche Chronik eines schwäbischen Dorfes. Im Manuskript liegt ein farbenfroher heimatwarmer Wander- und Landschaftsroman in der Schublade „D'Stund bringt's End“. Jetzt, zum 70. Geburtstag, erscheint das köstliche Erinnerungsbuch „Ein Tor geht auf“, Geschichten einer Jugend.

Neben dieser großen volkskundlichen und erzählerischen Lebensarbeit fand Hans Reyhing immer wieder Zeit,

landauf landab aus seinen Büchern vorzulesen und Vorträge zu halten. So haben ihn Unzählige über seine Bücher hinaus persönlich kennengelernt als einen schlichten und gütigen Menschen, als einen hervorragenden Landeskennner, als einen glänzenden Erzähler und echten Poeten, dessen Leben Dienst an der Heimat war.

Hans Reyhing wurde am 1. Oktober 1882 in dem Alldorf Bernloch bei Münsingen als Kind kleiner Bauersleute geboren. Er hat selber einmal gesagt: „Schauplatz fast all meiner Erzählungen und Romane ist mein Heimatdorf Bernloch (dessen Ehrenbürger er ist), seine Häuser und seine Gassen, seine Fluren und Wälder, seine Äcker und Wiesen und Weiden in dem wunderbaren Ablauf des Jahres mit den vielgestaltigen bäuerlichen Hantierungen und ihren Lebensantrieben. Die in diesen Geschichten handelnden Personen sind freilich nur zu einem kleinen Teil persönlich über die Fluren dieses Alldorfs geschritten und durch seine Gassen hingegangen. Aber sie sind alle aus der natürlichen und seelischen Luft, aus der ich atme mein Leben lang.“

Nach dem Besuch der Bernlocher Volksschule war er von 1896 bis 1901 im Lehrerseminar in Nagold, dann als Lehrer in Neuhausen an der Erms, Blaubeuren, Neckartailfingen, Stuttgart-Gaisburg (wo er seine Frau fand, die ihm drei Söhne schenkte, deren ältester im Kriege gefallen ist), von 1908 bis 1919 an der Mädchenmittelschule in Ulm. Von 1919 bis 1937 war er Leiter der Heimatabteilung des Vereins zur Förderung der Volksbildung, daneben von 1919 bis 1933 Leiter der vorbildlichen Ulmer Volkshochschule.

In unserer lauten und aufgeregten und zerrissenen Zeit übertönen vielerlei Geräusche, Töne und Mißtöne die Stimmen der Heimat, auch in der Literatur. Das Heimatlische, das Stille, das Beschauliche steht nieder im Kurs, und, Gott seis geklagt, leider auch das Gesunde und Volkstümliche. Es ist in Gefahr, von einer Flut verwirrender, niederdrückender, sich sehr literarisch, weltoffen und modern gebärdender Bücher, die am Sinn des Lebens zweifeln, wenn sie nicht rundweg alles, das Zeitliche und das Ewige, für einen Dreck erachten, überflutet und weggeschwemmt zu werden. Hans Reyhing kommt aus dem einfachen Volk. Er steht ein Leben lang mitten in diesem Volk und in der Heimat und er hat das Ohr am Herzen des Volkes und am Herzen der Heimat. Er weiß, daß dieses Volk in seinen breitesten Schichten viel gesünder und normaler, viel fleißiger und viel tüchtiger, viel recht-schaffener und anständiger ist als viele Schreibtischleute das heute wahrhaben möchten. Er weiß nicht nur von Schuld und Schicksal, von Leid und Not, sondern auch von der Kraft und von dem Mut, vom Fleiß und von der Güte der Menschen, von ihrer Sehnsucht nach ein bißchen Glück, nach einem herben Glück freilich. Er weiß vor allem, daß die tiefsten Wurzeln unserer Kraft in der Heimat und in den gesunden, fleißigen Menschen unseres Volkes ruhen. Wer die Stimmen der Heimat noch zu hören vermag, der wird sie in Hans Reyhings Büchern hundertfältig klingen hören.

Karl Götz

Christliche Kunst in unserer Heimat

Wer das Glück hatte, zwischen dem 27. und 31. August in Stuttgart weilen zu können, dem bot sich die einmalige Gelegenheit, die meisten auf dem Gebiet der christlichen Kunst in unserer Heimat tätigen Künstler in ihren Werken kennen zu lernen. Vom 27. Juli bis 31. August fand die Ausstellung „Kirchliche Kunst der Gegenwart“, veranstaltet vom Kunstverein der Diözese Rottenburg, statt; vom 27. August bis 7. September war die im Rahmen des Deutschen Evangelischen Kirchentags durchgeführte Ausstellung „Das sichtbare Wort, Kunst von heute im Dienst der evangelischen Kirche“ zu sehen. Wir meinen, unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir zusammenfassend über die in den verschiedenen Fachgruppen tätigen Kräfte, sowohl auf evangelischer als auch katholischer Seite – jedoch unter Beschränkung auf unsere Heimat –, berichten.

Im voraus ist festzustellen, daß das Beste der kirchlichen Kunst der Gegenwart nicht zu sehen war, nicht zu sehen sein konnte. Von den kirchlichen Räumen gaben selbst ausgezeichnete Photos und gute Baurisse verständlicherweise nur eine unvollkommene Vorstellung. Die Plastik und Malerei aber, die in besonderer Weise als kirchlich bezeichnet werden müssen, nämlich Bauplastik und Fresken, lassen sich nicht aus dem Ganzen des Baus herausnehmen, in das sie, ihrer Natur nach, teilhaft eingegliedert sind. Je besser sie sind, desto weniger jedenfalls wird dies der Fall sein können. Es war darum ein gutes Zeichen für den Stand der kirchlichen Kunst der Gegenwart, daß sie sich der Möglichkeit, ausgestellt zu werden, größtenteils entzog. Das Stärkste in beiden Ausstellungen waren Werke, die man bestenfalls als Andachtsbilder bezeichnen könnte, Einzelplastiken, Tafelgemälde, vor allem viel Graphik, gute Keramikbildwerke, nicht zu vergessen einzelne Glasgemälde. Dabei trat auf beiden Seiten, d. h. sowohl auf evangelischer als auch katholischer, je eine Gefahr deutlich in Erscheinung: auf katholischer die eines zum Experimentieren neigenden Formalismus (vgl. die Werke von A. Bühler und O. H. Hajek), die allerdings nur einer lebendigen christlichen Gegenwartskunst drohen kann, auf evangelischer die einer unkünstlerischen, d. h. nicht gestaltträchtigen Gedanklichkeit, welche auch die Werke von H. Uhrig zum mindesten beeinträchtigt. Im übrigen war etliches von dem Gezeigten allenfalls religiöse, schwerlich christliche, keinesfalls kirchliche Kunst. Über Glaubwürdigkeit oder Fragwürdigkeit des Christusbildes wäre manches zu sagen.

Es ist, nach dem Angedeuteten, verständlich, daß man sich von vornherein darauf beschränkte, die Schöpfungen der kirchlichen Baukunst nur anzudeuten, mochte dies auch vor allem im Hinblick auf die vier Stuttgarter Architekten zu bedauern sein, denen die katholische Kirche die Ausgestaltung ihres Kirchentyps in unserer Heimat verdankt, der sich einerseits der modernsten technischen Möglichkeiten bedient, diese aber andererseits eben doch nur als „Möglichkeiten“, d. h. als Mittel zum

Zweck des kultisch liturgisch bedingten, christozentrischen Einraums benützt; ihre Namen sind bekannt: Hans Herkommer, Otto Linder, Hugo Schlösser, Dr. Alfred Schmidt. Ihnen zunächst wäre H. Lütke-meier zu nennen. Hinsichtlich des evangelischen Kirchenbaus waren in vorzüglichen photographischen Aufnahmen zu sehen: Werke von Paul Heim (Paul Gerhardt-Kirche und Kirche der Neuwirtshaussiedlung in Stuttgart, Friedhofkapelle Kupperzell und die Kirche in Friedrichstal, ein landschaftlich vorbildlich eingefügter Zentralbau aus Holz, dazu die Umbauten in Göttelfingen und Freudenstadt), Prof. R. Lempp (Johanneskirche und Gemeindehaus Eßlingen, die Kirchen in Hebsack und Hessental, die Paulus-Notkirche und der Umbau der Leonhardskirche in Stuttgart), Hannes Mayer (Wiederaufbauten der Nikolai- und Kilianskirche in Heilbronn, Kirche in Nordheim), R. Ostermaier (Wiederaufbauten in Mühlingen, Heimsheim, Kleinsachsenheim, Hopfau), Prof. H. Seytter (Brucklen, Obertal, Gemeindehaus Biberach, Stuttgart-Wolfbuschsiedlung, dazu die Umbauten in Höfingen, Hohenstaufen und Grabenstetten), und Dr. W. Zoller (Wiederaufbauten in Oberspeltach, Großaltdorf, Crailsheim, Tübingental, Gelbingen, Sulzdorf).

Von den Bildhauern und Bildhauerinnen, welche die Ausstellung des Diözesankunstvereins vorstellte, nennen wir in alphabetischer Reihenfolge: Hilde Broër aus Kressbronn (mit guten Glockenreliefs und Bronzeplaketten), Alfred Bühler aus Brackenheim (s. o.), Alois Bühler aus Ulm, O. H. Hajek aus Stuttgart (s. o.), P. O. Heim aus Stuttgart, E. Hermanutz aus Ehingen, E. J. Homolka aus Stuttgart, B. Müller-Oerlinghausen aus Kressbronn (mit Trauernden Frauen, die die Ausdrucksmöglichkeiten des Zementgusses gut auswerten, einem Christus am Ölberg in Bronze ähnlicher Art und einem figurenverzierten schönen Osterleuchter), R. Pfaff aus Schwenningen, R. Raach aus Reutlingen (mit Reliefs, deren in die Fläche des Steins gebundene Figuren bestimmte religiöse Ausdruckswerte packend vermitteln), W. Frhr. von Rechenberg aus Oberrau über Rottenburg, H. Scheble aus Ellwangen/J., A. Scheck aus Saulgau (gutes Kupferrelief des den Fischen predigenden hl. Antonius), Frz. P. Schiller aus Schwäb. Gmünd (Treibarbeiten), H. Schneider aus Rottenburg, Maria Elis. Stapp aus Ravensburg (gutes Bronzerelief eines sinkenden Petrus und vorzügliche Majolikabildwerke), H. Wahl aus Stuttgart. Die Ausstellung des Kirchentags brachte Werke von Otto Baum (eine gute formale Studie, die aber noch der „Übersetzung“ bedürfte, um mitteilbar zu sein), Frida Christaller aus Stuttgart, Ulrich Henn aus Plieningen, P. Ibenhaler aus Lörrach, Suse Müller-Diefenbach aus Tübingen-Lustnau, Erwin Scheerer aus Ludwigsburg (guter Christuskopf in Gips), M. Scheible aus Ulm (leider nur wenig, aber Starkes), Hanne Schorpp-Pflumm (deren Singender für den Gerhardtbrunnen in Stuttgart, von Barlach beeinflusst, eine gute Freiplastik darstellt; beachtlich auch die Majolikakrippe), Ernst Thomann aus Emmendingen (Terrakottavase mit Hochzeit zu Kana), Helmut Uhrig (s. o.,

mit Relieftafeln der Sieben Werke der Barmherzigkeit und der Speisung der Fünftausend, sowie guten Glockenreliefs), E. Yelin.

Die Ölmalerei war in der Ausstellung des Kunstvereins der Diözese Rottenburg vertreten mit Bildern von A. Burkart, K. Caspar, E. Freund, W. Geyer, R. W. Hägele, K. Heidelberg, A. Heiß, R. Hohly, H. Knödler, Clara Krell; J. Wohlfart wurde vermißt. Hingegen fehlten gute Ölgemälde auf der anderen Ausstellung ganz. Deren Stärke war gute Graphik, darunter von H. Uhrig (Hiobzyklus in sehr guten Federzeichnungen, leider zu symbolistisch verbrämt), H. G. von Stockhausen (sehr beachtliche Zeichnungen und Lithos), H. Pfeiffer (biblischer Bilderbogen in Art der *biblia pauperum*) und W. Pfeiffer; H. Wagner aus Niefern brachte gute Kirchensiegel, G. Kurz aus Dettingen/T. Schriftgraphik und Buchebände (vgl. auch Sofie Frank aus Stetten). Gute graphische Arbeiten der Ausstellung des Diözesankunstvereins stammten von W. Geyer und Reinhold Leinmüller aus Leutkirch (Holzschnitt eines hl. Sebastian), dazu von R. Franz aus Karlsruhe und E. Seeger aus Tuttlingen.

Neben Glasmosaiken von Emil Sutor war auf derselben Ausstellung das gute Glasmosaik eines Christuskopfes von Werner von Houwald zu sehen, ferner Hinterglasmalereien und Glaslithos von Ursula Dethleffs aus Isny, die sich eine echte Kindlichkeit des Anschauens bewahrt hat und deren Werken auf der Kirchentagsausstellung das sehr gute Glasmosaik einer Kreuztragung von Ingeborg Scholl aus Stuttgart entsprach. Bedauerlich war, daß das 1951 gezeigte Glasscherbenmosaik einer Piëta von G. Bundschuh nicht zur Ausstellung gekommen war. Daß übrigens sogar kirchliche Kunst die reinen Formen unverbildeter Kinderzeichnungen zu schätzen imstande ist, wurde nicht nur aus Photos der mit kindlichen Hinterglasmalereien verzierten kath. Antoniuskapelle in Gundelfingen deutlich, sondern auch aus den Kinderzeichnungen der Mädchenoberschule St. Agnes aus Stuttgart.

Groß war die Zahl der Glasmalereien. Alle ließ hinter sich hinsichtlich der ausdrucksstarken religiösen Auswertung der technischen Möglichkeiten des Farbglases (in Hellblau, Violett und Goldgelb) W. Geyers Kreuzwegfenster für das Heiligkreuzmünster in Schwäb. Gmünd; daneben sind zu nennen Fenster von Frieda Weber-Krebs, Otto Habel, Bruno Stärk, Valentin Saile, Elmar Freund und Emil Kiess. Das in der anderen Ausstellung gezeigte Fenster von Gert und Gisela Dreher aus Weilheim/T. stellte wohl die evangelische Haltung schlechthin dar: zurückhaltender im Farbigen und zart andeutend im Vortrag vermittels der linearen Möglichkeiten der Verbleiung. Adolf Sailes Fenster wirkten daneben scheckig

und R. Yelins Fenster wünschte man wiederum ein stärkeres Arbeiten mit Farben im Licht; Wolf Dieter Kohler wandelt in den sicheren Spuren seines Vaters Walter. Zu nennen sind noch E. Gaisser, A. Freitag aus Stuttgart-Botnang und Heinrich von Kralik aus Eßlingen. Die Ausstellung des Diözesankunstvereins brachte daneben noch Mosaiken von E. Kiess aus Trossingen und R. W. Hägele aus Aalen, dazu das Splittmosaik einer Piëta von G. P. Leonhard.

Hinsichtlich der ausgestellten katholischen kirchlichen Geräte (Fritz Möhler, Emil Eduard Forster, Hermann Stadelmaier, alle aus Schwäb. Gmünd, und Anton Kunz aus Pforzheim) kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man es manchmal mit Scheinprunk über mechanisch automatischen Grundformen zu tun hat. Der katholische Kirchenbaumeister Dr. Alfred Schmidt aus Stuttgart zeigte sich auch als Meister einer unter sparsamer Verwendung der Mittel zustande gekommenen, persönlich durchgestalteten, kunstgewerblichen Kleinform. Sehr bescheiden waren die evangelischen Geräte, unter denen die aus dem kultisch liturgischen Zweck und der werkstoffbedingten Form ohne Täuschungen formalistischer Art geschaffenen Kelche von Helmut Schauler aus Stuttgart-Sillenbuch hervorragten (vergl. auch Werner Theile aus Fellbach). Auf einer hohen Stufe standen die gezeigten katholischen Paramente, darunter Arbeiten von Ursula Dethleffs, des Dominikanerinnenklosters St. Ursula Augsburg, des Franziskanerinnenklosters Siessem, von Hans Graf aus Rottweil, von Gertrudis Huber aus Freiburg i. Br., von Clara Kress (eine sehr liebliche, farbig fast allzu süß weltliche Applikationsstickerei „Adam und Eva“) und Frieda Weber-Krebs aus Freiburg i. Br. Die Arbeiten der Paramentenwerkstätte der ev. Frauenarbeitsschule Stuttgart traten dahinter, phantasielos trocken, weit zurück; besser war ein Bildteppich von Hildegard Weller aus Stuttgart (Entwurf W. Geyer). Schriftgestaltung als künstlerischer Ausdruck der Verkündigung und Grabkunst aus dem Geiste des Evangeliums ergänzten die evangelische Ausstellung sinnvoll.

Wichtig ist, daß in beiden Ausstellungen – gute und schlechte – Werke zu sehen waren, die als christliche „Kunst der Gegenwart“ bezeichnet werden können, weil sie sich der Formen bedienen, in denen sich der Mensch unserer Zeit ausdrückt, weil sie die Sprache des Menschen unserer Zeit sprechen und somit, in wahrer Mittlerschaft, die lebendige Richtung hinein in die Welt haben. Es muß anerkannt werden, daß die verantwortlichen Persönlichkeiten diese Kunst pflegen, ohne Rücksicht auf das vielfache Nichtverstehen des Kirchenvolkes. In solchem Willen liegt Bedeutsames. *Adolf Schabl*

Berichtigung. – Durch ein bedauerliches Versehen ist in dem Aufsatz über Backnang in Heft 4 bei dem Bild „Die Altstadt“ (S. 171) der Name des Künstlers falsch angegeben. Das Gemälde ist ein Werk des Malers Hans Gaugler.

Mathilde Hain, Sprichwort und Volkssprache. Eine volkskundlich-soziologische Dorfuntersuchung (Gießener Beiträge zur deutschen Philologie . . . herausg. von Walther Mitzka. 95) Gießen 1951. (DM 8.-).

Wer sich auf das Gebiet der Volkssprache begibt, betritt – auch heute noch – Neuland; spärliche Spuren nur leiten ihn, wenige Gefährten gehen an seiner Seite. Im Unterschied zur Mundartforschung, namentlich auch der in Tübingen so fruchtbar entwickelten Lautgeographie, kann sich die volkskundlich-soziologische Sprachbetrachtung noch auf keine alte Schulerfahrung berufen, wenngleich auch die Ahnung langsam zu wachsen beginnt, daß in diesem Forschungsbereich Fragen gestellt werden, die sich nicht länger mehr zurückschieben lassen. Kann man sie aber schon wirklich scharf und klar benennen, methodisch fassen, ihrer so habhaft werden, daß aus vagem Phantasieren zuchtvolles Nachdenken wird über die Rede des Volkes, über den Sach- und Sinnzusammenhang, in dem diese – doch wohl aufschlußreichste – Äußerung grundsichtlichen Denkens und Fühlens steht?

Um so dankbarer ist daher das Buch von Mathilde Hain (Priv.-Doz. an der Univ. Frankfurt/M.) zu begrüßen, das in drei großen Kapiteln (I. Die Schichtung der Mundart in der Dorfgemeinschaft. II. Das Sprichwort im Sprachleben. III. Das Bild in der Volkssprache) damit ernst macht, dem Sprecher hinter der Sprache zu begegnen, ihre „Lebensbedingungen und Funktion“ aufzuzeigen, „sich dem ‚Weltbild‘ der Mundart“ zu „näher, das geographische und psychologische Methoden nicht zu erfassen vermögen“. Ganz aus der unmittelbaren Beobachtung heraus geschrieben, aus dem jahrelangen und vertrauten Umgang mit den Menschen einer Dorfgemeinschaft (in der nordöstlichen Wetterau) setzt diese reiche und reife Arbeit geduldig Stein um Stein, markiert die Richtung des Bemühens um die Volkssprache, führt den bedächtigen Leser zu Ergebnissen, die echt und ehrlich sind, weil sie aus der „konkreten Gesprächssituation“ erarbeitet und nicht dadurch gewonnen werden, daß ein paar Strukturformeln, dem lebendigen Sprachleben übergestülpt, von vornherein bäuerliche und bauernartige Aussage auf Begriffe festlegen und zurückstutzen, die viel zu grob sind, als daß sich mit ihrer Hilfe die feinen Bewegungen und reichgegliederten Äußerungen einer Sprachseele erkennen ließen. Der Umbruch der Zeiten und der Werte, heute auch im abgelegensten Winkel und Weiler spürbar, zeigt sich auch – und nicht zuletzt – in den tiefen Furchen, die das Feld der Sprache auflockern und durchschneiden. Ein Beispiel für viele: S. 96: „Im Wechsel der Generationen erfolgt zugleich der Ersatz des alten Bildgutes.“ „Wuu ess de Perner (wo ist der Pfarrer)?“ fragt neckend der Bursche, verstummt plötzlich das muntere Geplauder auf der Feierabendbank. „Es ist die traditionelle Frage, die zu ähnlichen Situationen in der Spinnstube gehört.“ Heißt es aber heute daneben oder auch schon an ihrer Statt: „Fünf Minuten Funkstille!“ (NB in der Hochsprache wiedergegeben und nicht in die Mundart übersetzt), so ist es mit Händen zu greifen, welcher Wandel sich hier vor unsren Ohren vollzieht, ohne daß nun freilich gleich gefolgert werden dürfte, die Überlieferung sei schon fast bis auf den letzten Rest aufgezehrt. Eben darin liegt ja die Bedeutung des Bindestrichs „volkskundlich-soziologisch“, daß das Ineinander der neuen Antriebe und der Treue zur Tradition gesehen wird; zumal die Volkssprache stellt einen Prozeß dar, der ohne Kenntnis seiner Vorgeschichte schlechterdings unverständlich bleibt.

Von welcher Sonderfrage Mathilde Hain auch immer ausgeht, von der Trachtenforschung – hoffentlich wird

„das Lebensbild eines oberhessischen Trachtendorfes“ wieder aufgelegt! – oder vom Sprichwort, hier und dort versteht sie es meisterhaft, ihre Leser durch die verschiedensten Bezirke des Dorfkosmos zu führen, die Lebensganzheit nachfühlen zu lassen, in die harte Alltagsarbeit nicht minder fest eingebunden ist als Scherz und Spiel oder auch die besinnliche Stunde in der sonntäglichen Stube. Alles hat seinen Ort, seine Ordnung, seinen Bezug. Das darf man freilich nicht dahin mißverstehen, als ob es sich nun beim Bild, beim Sprichwort, ja selbst bei der Formel um starre Größen handelte, die sich – so wurde es schon versucht – als „Ersparung eigener Denktätigkeit“ deuten lassen. Sie empfangen ihren Reiz, ihre Kraft, ihre Wirkungsmöglichkeit aus dem Hier und Jetzt. Aber dieses Hier und Jetzt setzt immer zugleich auch das Einst voraus, das – vornehmlich dem erfahrenen Alter – zum Maß der Dinge wird.

Und so ist es denn gewiß nicht zuviel gesagt, wenn diesem Buche nachgerühmt wird, es mache mit den Wesenszügen, den Gesetzmäßigkeiten, dem Charakter der Volkssprache überhaupt bekannt. Gerade weil Vf. den schlichten Weg einer Dorfuntersuchung gewählt hat, auf keiner Seite das volkskundliche Anliegen vergißt, vermag sie Einsichten zu schenken, die, über bloße Schreibtischkonstruktionen hinausführend, im besonderen das Allgemeinere aufleuchten lassen. Die schwäbische Volkskunde aber kann ihr nicht besser danken, als wenn auch sie auf dem gediegenen Unterbau der Mundartforschung sich an die Volkssprache heranwagt, zumal da es ja auch in Württemberg nicht an tüchtigen Vorarbeiten – erwähnt sei allein Karl Häfners „Heimatsprache“ – fehlt, sich auf Schritt und Tritt die Gelegenheit bietet, die Probe aufs Exempel zu machen.

Dieter Narr

Ilse Ostermayer-Schaller, Der Bildhauer Walter Ostermayer. Versuch einer Darstellung seines Wesens. Metzler Stuttgart 1948. 22 Seiten, 32 Tafeln, geb. DM 12.50.

Das Wesen dieses bedeutenden schwäbischen Bildhauers ist wohl niemand eher zu schildern berufen als seine Gattin. Mit 44 Jahren hat er sein hoffnungsvolles Leben im Kriege geopfert, nachdem er bereits zahlreiche unvergängliche Werke geschaffen hatte. Ostermayer gab sich restlos seinem künstlerischen Schaffen hin, ohne sich um äußere Erfolge oder Mißerfolge zu kümmern. Billige Effekte oder Zugeständnisse an irgendeine zeitbedingte Mode gibt es in seinen Werken nicht. Er schnitzt, modelliert, zeichnet; aber sein eigentliches Schaffen geschieht mit dem Meisel, der nicht ruht, bis er aus dem Stein die Gestalt geformt hat, die dem Künstler vorschwebte, und die er in den Stein hineindachte. Er arbeitet „gerne für sich drauf los in den Block hinein“. Gestaltet hat Ostermayer fast nur den Menschen, obwohl er ein großer Tierfreund war. Aber selbst in seinen Porträtbüsten ist er nicht Naturalist. Wesentlich ist ihm die „Echtheit des seelischen Ausdrucks“. Ostermayer durchläuft mehrere Entwicklungsstufen. Seine Jugendwerke sind sehr bewegt, gedankenreich und sprechend. Dann wird er in der Form streng und fast abstrakt, wie die Ägypter. Das Ruhen, Sitzen, Stehen, Tragen, Schreiten als solches wird in klaren und strengen Formen dargestellt. Man spürt die „Macht des Gesteins“, mit der der Künstler in aller Leidenschaft gerungen hat. – Zu seelisch-religiösem Ausdruck gaben ihm Bauplastiken an der Martinskirche in Oberlenningen Gelegenheit. Ein „Michael“ und ein „Sankt Martin“ am Portal, zwei Köpfe „Tag und Nacht“ sind Werke von bleibendem Wert, von überzeugender Sprache. Zur höchsten Vollendung geriet ihm eine lebensgroße Frauengestalt in Muschelkalk, die „Schauende“, sein letztes Werk, in dem er edelste Vergeistigung mit vollendeter Formstrenge, seelischen Ausdruck mit wahrer Schönheit zu vereinen wußte.

H. Schwenkel

Geschäftsstelle: Stuttgart-O, Urbanstraße 12 Erdg. (Telefon 900 39)

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Oberschwäbische Tage

Mit dem Wunsch, eine dauernde Erinnerung in Form eines Tagungsberichtes zu besitzen, schieden am 6. und 7. August viele Teilnehmer der „Oberschwäbischen Tage“ von Ochsenhausen. So darf der Veranstalter es wagen, diesen Tagen wenigstens in Gestalt einer ausführlichen Besprechung ein Denkmal zu setzen.

Ort der Zusammenkünfte, und für über die Hälfte der Teilnehmer auch Heim, war das ehemalige Benediktinerkloster über der im Tal der Rottum liegenden Stadt Ochsenhausen, dessen lange Gangfluchten mit zart getöntem verschlungenem Stuck-Bandelwerk und farbig so harmonischen Deckengemälden ebenso wie die Treppenhäuser mit den flachstufigen, gleitenden Läufen von sich aus ein verbundenes Leben zu heischen scheinen. Im Erdgeschoß öffnet sich das ehemalige Refektorium, der Speisesaal, dessen für seine Tiefe allzu geringe Höhe durch festlich bewegten Stuck und prächtige Gemälde, die in echt barocker Weise Sakramentales auf Alltägliches beziehen, gesteigert wird. In der Nähe befindet sich der für die Vorträge benützte Musiksaal mit dem Deckenbild des tanzenden David. Am Ende des Korridors liegt das Armarium, der ehemalige Instrumentenraum des Klosters mit den Deckengemälden der vier Elemente. Darüber, in das Obergeschoß ansteigend, erhebt sich der zweigeschossige ehemalige Bibliotheksaal, jetzt Festsaal, wo sich die kühle Faßbarkeit der klassizistischen Geraden mit der geschmeidigen Verbindlichkeit geschwungener Spätrokokoformen in klarem, heilig nüchternem Licht paart.

Hier begrüßte der Vereinsleiter, Präsident Dr. Neuschler, am Abend des 2. August annähernd 250 Kursteilnehmer und viele Gäste aus nah und fern, unter diesen namentlich die Ehrengäste. Regierungsdirektor Lutz hieß als „Hausherr“ die Gäste warmherzig willkommen. Stadtpfarrer Reich überbrachte die Wünsche des Bischöflichen Ordinariats Rottenburg, wobei er das Wappen des Ochsenhausener Abtes Romuald Weltin (blaue Erdkugel in Gold und silberner Anker in Rot) als Sinnbild des weltweiten und heimatgebundenen Schwabentums bezeichnete. Im Namen des württembergischen Kultministeriums sprach Dr. Just von den Wechselbeziehungen zwischen Landschaft und Mensch. Für den verhinderten Landrat Heckmann entrichtete Erhard Bruder den Gruß des Kreises Biberach. Für die Stadt Ochsenhausen sprach Bürgermeister Weinmann, wie ein Besprecher schrieb, „in Wort, Gebärde und Gestalt das Urbild des gestandenen Mannes Oberschwabens“; seine Begrüßung klang in dem Wunsche aus, die „Oberschwäbischen Tage“ möchten zu

einer alljährlich wiederkehrenden Einrichtung werden. In launiger Weise erzählte Pfarrer Leonhard von den sieben Schwabensorten, den Normalschwaben, die zwischen Tübingen und Winnenden sitzen und samt und sonders miteinander verwandt und verschwägert sind, den Urschwaben, den Nur-Schwaben, den Halbschwaben und zwar denen, die es sind und es nicht sein wollen, und denen, die es nicht sind und sein wollen, endlich als deren aller Krone und Vollendung, wie schon der Name sagt, den Ober-Schwaben.

Daß Eröffnungs- und Schlußfeier im musikalischen Teil, größtenteils übrigens Barockmusik des 17.-18. Jahrhunderts, von einheimischen Kräften, nämlich vom Orchester und Singkreis Ochsenhausen bestritten werden konnten, gehört mit zum eigentümlichen Gehalt der „Oberschwäbischen Tage“. Nicht nur, weil dadurch die künstlerische Begabung des Oberschwaben ins richtige Licht gesetzt, sondern auch, weil dadurch die im Oberschwäbischen Volk noch lebendige, angeborene barocke Art deutlich wurde. Dies gilt vor allem für Chordirektor Karl Schmid, Glied einer Ochsenhausener musikalisch begabten Familie, welcher dazuhin mit feinsten Einfühlung in das musikalische Formgesetz eines jeden Werkes und strenger Zucht für eine saubere Aufführung sorgte. Die Auswahl des Dargebotenen hatte Willi Siegel obgelegen: ihm sei hier besonders gedankt, da er aus gesundheitlichen Gründen in der Stille bleiben mußte und der Tagung nur aus der Ferne folgen konnte. Fußend auf der letztjährigen „Oberschwäbischen Barock-, Orgel- und Musiktagung“, die Kammer-Musikalisches im weiteren Sinne ausgrub, wurde dieses Jahr der kirchlichen Barock-Baukunst gemäße Kirchenmusik ans Licht gehoben. Es handelt sich dabei um Schätze, die in der katholischen Kirchenmusik der Gegenwart verwertet werden könnten. Erinnert werden darf vor allem an die „Concertatio“ des Marianus Königspurger (1741), die eine Einleitung zu einer festlichen Messe gebildet hat, oder an das gewaltige „Kyrie da pacem“ von Isfried Kayser (1753), den Schlußchor einer Messe; von demselben stammten die beiden einer Messe entnommenen Gesangsstücke, die Else Sihler zur Orgelbegleitung in Ottobeuren sang. Im übrigen war das musikalische Programm weit gespannt. Es führte von Geißler-Liedern (1376), die noch auf dem Boden der Gregorianischen Musik gewachsen sind, über Heinrich Isaaks Choralis Constantinus (1507), ein Beispiel spätmittelalterlicher Kunstpolyphonie, und die manieristische „Gebrauchsmusik“ der festfrohen Renaissance, wie sie die „Aufzüge Oberschwäbischer Geschlechter“ (1620) darstellen, zur schon erwähnten hochbarocken Kirchenmusik, ja sogar zum Kunstlied mit starkem Stimmungsgehalt von

Joh. Christoph Kienlen (1784). Die Altistin Else Sihler und, in der Schlußfeier, der Bassist August Hager, beide aus Stuttgart, hatten die Einzelstimmen übernommen. Das Marianische Lob, gesungen von Else Sihler, und die „Kapuzinerpredigt in Tönen“ aus dem „Mirantischen Flötlein“, gesungen von August Hager, beides von dem Fürstenbergischen Hofkaplan in Meßkirch Laurentius von Schnüffis, gehören mit zum Unvergeßlichen der Tagung. Else Sihler sang zudem in Steinhausen (geistliche Lieder von Max Reger) und Ottobeuren. Die Begleitung hatte bei der Eröffnungsfeier Dr. W. Supper (improvisiertes Spiel nach beziffertem Baß), bei der Schlußfeier Frau Scherrmann-Frech, die auf eigenem Cembalo die Chaconne aus der Klavierübung des Conrad Michael Schneider mustergültig spielte. Die Orgelkonzerte von Prof. Nowakowski waren ein ungetrübter Genuß. Seine klassisch akademische, technisch vollendete, die Möglichkeiten der Gablerorgel sowohl hinsichtlich der Monumentalität des Prinzipals als auch der „lyrischen Registerpalette“ klug auswertende Art wurde in einer Besprechung von W. Scherrmann treffend gekennzeichnet. Die geschickte Auswahl, die sich von den süddeutschen Meistern J. J. Froberger, J. C. Kerll, G. Muffat, J. Pachelbel – vermehrt um die von Willi Siegele erschlossenen F. X. A. Murschhauser, M. Königspurger, C. Kolb – bis Bach erstreckte, trug hierzu nicht wenig bei. Dr. W. Supper hatte die, dem einen Konzert vorausgehende, Vorführung der Einzelregister übernommen, die er mit einer Improvisation abschloß. Als Meister dieser barocken Kunst zeigte er sich auch auf der Orgel des Refektoriums, die alte, auf Holzhay zurückgehende, Pfeifenbestände hat und jüngst wiederhergestellt worden ist, ferner auf der rebarockisierten Orgel in Steinhausen, in Mariä Steinbach, wo sich eine alte Gablerorgel befindet, die dringend der Wiederherstellung bedürfte, endlich in Ottobeuren, wo er zusammen mit Musikdirektor Hildebrandt aus St. Gallen eine unvergeßliche Doppelimprovisation auf beiden Riepp-Organen vorführte. Der Weingartener Münsterorganist Hermann Feifel brachte auf der dortigen Gablerorgel Werke von Bach und Reger zu Gehör, wobei sowohl die konstruktive Architektur monumentaler Fugen als auch die ornamentalen Zartheiten und Feinheiten einzelner Stimmführungen vollgültig zum Ausdruck kamen.

Über dem Musikalischen kam das Literarische nicht zu kurz. Die Schlußfeier griff weit aus. Für Rahmenvortrag und Auswahl zeichnete W. Siegele verantwortlich. W. Kutter sprach stark, aus der vollen Macht eines innerlich erlebten Wortes. Zuerst unerwartet herzliche Lieder von Meinloh von Sevelingen, Graf Hugo von Montfort, Schenk Ulrich von Winterstetten. Groß war der Eindruck des „Ulmer Totentanzes“ aus der Zeit um 1650. Es folgten Gedichte von Joh. Christoph Heintzmann (1683), Christoph Martin Wieland und Johann Jakob Wagner, dem Lehrer Platens, und schließlich das 19. Jahrhundert mit Gedichten von Carl Borromäus Weitzmann (geb. 1767), Michael von Jung (geb. 1781), Dionys Kuen (geb. 1773), Georg Friedrich Weitzmann (geb. 1809), Kaspar

Hagen (geb. 1820), Franz Keller (geb. 1824), Johann Georg Scheffele (geb. 1825), Hermann Georg Knapp (geb. 1828), Michel Buck (geb. 1832), Gustav Seuffer (geb. 1835), Hyazinth Wäckerle (geb. 1836), Max Lingg (geb. 1842), Wilhelm Unseld (geb. 1846), Eduard Eggert (geb. 1852), Dr. Owlgläß (geb. 1846), ferner von den noch lebenden Wilhelm Schussen, Karl Fuess, Wilhelm Wöhrle, Maria Müller-Gögler. Besonders begrüßt wurden die mundartlichen Dichtungen, die mit den „Empfindungen eines Schwaben beim Aufgang der Sonne auf dem Bussenberg“, von Kuen begannen. Von einem ernsteren „Galgenshumor“ erfüllt war das von Dr. Owlgläß-Ratöskr und Karl Fueß (Wendelin Überzwerch) Vorgetragene. Mit einem Gedicht der anwesenden Maria Müller-Gögler, das Hermann Hesse als eines der zehn besten lyrischen Gedichte der Neuzeit bezeichnet hat, „Frühe von den weißen Träumen“, schlossen die Lesungen ab.

Einen weiteren literarischen Beitrag brachte der Theaterabend im ehemaligen Refektorium, wo eine Laienspielschar aus Ravensburg unter Leitung von Kaplan Mitscherlich die „Schöpfung“ des Obermarchtaler Kapitulars Sebastian Sailer aufführte. Sailer hat seinerzeit diese biblische Komödie in oberschwäbischer Mundart selbst vorgetragen, zum ersten Mal 1743 anlässlich des Geburtstages des Schussenrieder Abtes Siard Frick, somit also vor einem geistlichen Publikum. Schon damit ist gesagt, wie wir Sailer verstehen dürfen: er stellt mit echtem Humor, der immer „trotzdem“ lacht, die Schöpfungsgeschichte nach den allzu menschlichen Gottesvorstellungen seiner bäuerlichen Pfarrkinder dar. Wehe, wenn dies nicht mit Naivität und Originalität geschieht, wehe auch, wenn auf der einen Seite der „aufklärerische Charme“, auf der andern der tiefe Ernst dieses Stückes nicht zur Geltung kommt. Alle diese Gefahren waren in der Aufführung von Ochsenhausen peinlich nahe, einmal weil auf den Charakter des Singspiels verzichtet worden war, so dann, weil mit karikierenden Übertreibungen, zu denen auch Adam in Sepphosen und Eva in Dirndltracht sowie Gottvater mit der langen Tabakspfeife gehören, gearbeitet wurde. Trotzdem es belegbar sein dürfte, daß Sailer an eine Aufführung als Theaterstück dachte, scheint es übrigens, daß vor allen Dingen wegen der schweren Darstellbarkeit Gottvaters eine Sailer kongeniale Erscheinung kommen muß, die, mit der Geige in der Hand, die Schöpfung monologisch vorträgt, um diese uns so wiederzuschenken, wie sie Sailer geschaffen hat.

Zu den musikalischen und literarischen Eindrücken gesellten sich die der bildenden Kunst. Führungen durch das Kloster von Dr. A. Schahl und Dr. W. Supper machten die Teilnehmer mit der mächtigen Anlage vertraut, in der die verebnende Kraft der Waagrechten im barocken Sinn über alles Ungleichförmige obzusiegen scheint, angefangen vom „Brevierweg“ am Tiefenbach über den gestreckten Vorhof und den Gästebau zur Raumschlucht der Kirche mit der saugenden Kraft des barocken Gesimses und endlich zu den tiefen Korridoren des Kreuzgangs. Stadtpfarrer Reich erklärte das Ikonographische der De-

koration und zeigte kostbare kirchliche Gewänder und Geräte. Die Tatsache, daß der Bau des Klosters Ochsenhausen in das frühe 17. Jahrhundert zurückgeht, in der Mitte des 18. aber umgebaut wurde, veranlaßte Dr. Schahl bei seiner Führung den Barock als Stil der *ecclesia triumphans* gegen den gegenreformatrischen der *ecclesia militans*, den sog. Manierismus, abzusetzen, wobei die stilistischen Mittel hier noch die zeichnerischen, körperlichen und geschlossenen Formen der Renaissance, dort aber die bezeichnend malerischen, räumlichen und offenen des Barock sind. Dem Einwand, daß es in dieser Welt keine „*ecclesia triumphans*“ geben könne, sei damit zu begegnen, daß es „in der anderen Welt“ der Kunst sehr wohl Gestaltungsmöglichkeiten für die *ecclesia triumphans*, so wie sie der Barock schaue, nämlich als die vollendete Gemeinde, die erlöste Menschheit, die neue Erde, die zweite Schöpfung, gebe, vor allem, wenn eine Kunst so ungestüm vom Glauben ins Schauen dränge wie die barocke. In diesem Sinne wurde die Kirche von Weingarten als eine einzige ins Innenräumliche übersetzte „*via triumphalis*“ bezeichnet, in welcher der sieghafte Überwinder Ausdruck des Rundbogens in überwältigender Weise ausgewertet worden sei, nicht ohne kultisch liturgischen Bezug auf die hier verehrte Hl. Blut-Reliquie. Über die religiöse Thematik der Wallfahrtskirche Steinhäusern und der Klosterkirche Ottobern, sowohl nach Form als Gehalt, lese man in der „Schwäbischen Heimat“ 1951, Seite 211–212, nach. Anlässlich der Führungen fand auch das „Schwäbische“ in der schwäbischen Barockarchitektur gebührende Würdigung, das sich in einer fast gedanklichen Betonung des konstruktiv architektonischen Gefüges, wie es das sogenannte Vorarlberger Schema in besonderer Weise erlaubt, ausdrückt. Ebenso wurde die gotische Herkunft dieses Schemas bemerkt und im übrigen in einem Referat „Die kirchliche Baukunst der Romantik und Gotik in Oberschwaben“ auf das Oberschwäbische im mittelalterlichen Kirchenbau aufmerksam gemacht, das in einer rückständig wirkenden Anlehnung an die überlieferte Form der romanischen, flach gedeckten Säul basilika – zuerst Reichenauer, dann Hirsauer Herkunft – zu suchen ist, wobei die Säule zum Rund- oder Achteckpfeiler, die Rundbogenarkade zur Spitzbogenarkade wird und sich auch in den Raumverhältnissen eine Wandlung vollzieht. Schussenried, Kißlegg, Gutenzell, Scheer, Waldsee, Ochsenhausen sind als Barockisierungen romanischer und gotischer Kirchen in besonderer Weise zu nennen. Schussenrieds berühmter Bibliothekssaal von Dominikus Zimmermann wurde als eine sich bis in Einzelheiten der künstlerischen Gestaltung auswirkende Vereinigung des Weiseseins, Gutseins und Schönseins aufgefaßt. Das bäuerliche Mariae Steinbach, dessen Raum leider durch eine ungefüge Riesenlampe aus neuerer Zeit empfindlich gestört wird, stellte Dr. Supper als einen von den Roter Mönchen nach Ideen des Dom. Zimmermann geschaffenen Bau dar (vgl. auch Johann Georg Fischer). In Buchau führte Stadtpfarrer Endrich durch die Kirche des Michel d'Ixnard, deren schon klassizistische, edle Vornehmheit

und kühle, maßvolle Zurückhaltung einer ehemaligen Damenstiftskirche wohl ansteht. Die Besichtigung des Kreuzgangs in Weingarten mit seinem schönen Maßwerk des 16. Jahrhunderts hatte leider eine zeitlich nicht mehr aufholbare Verspätung zur Folge, so daß für die alte Welfenstadt Ravensburg nur wenig Zeit übrig blieb; die infolgedessen für alle Teile entsagungsvolle Führung leitete Stadtarchivar Dr. Dreher. Hingegen konnte Biberach einschließlich des Braith-Mali- und des Wielandmuseums unter Führung vom Stadtbaumeister Müller, Dr. Zengerle u. a. eingehend besichtigt werden. In Wurzach zeigte Pater Weyh das Treppenhaus des ehemaligen Schlosses, das in einem engen Raumschacht eine allzu gedrängte Fülle von verschlungenen Treppenläufen zusammenfaßt.

Unter den Vorträgen zog der bei der Eröffnungsfeier von Erhard Bruder mit dem Titel „Das Gesicht Oberschwabens“ gehaltene den Rahmen um die gesamte Veranstaltung. Mit liebendem Fleiß waren die hervorragenden Züge, in denen sich das Wesen Oberschwabens mitteilt, festgehalten worden, sowohl die natürlichen als auch die kulturellen. Bewußt war dabei das Gedicht von Ruth von Ostau vorangestellt worden, in dem eine heimatvertriebene Schlesierin eine zuerst noch uneingestandene Bindung an die neue Heimat Oberschwaben nährt. Einleitend wurde ein geschichtlicher Abriss gegeben, der von der frühgeschichtlichen Besiedlung über die Landnahme der Alemannen und die Zeit der welfisch-staufischen Auseinandersetzung bis zu der Entstehung der einzelnen Landesherrschaften und schließlich zur Einverleibung Oberschwabens in das Königreich Württemberg führte.

Der von dem Vortragenden vermerkten, damals erfolgten Zurücksetzung der neu gewonnenen Landesteile hinter den altwürttembergischen mag allerdings auf der anderen Seite eine Abneigung der oberschwäbischen Bevölkerung gegen Württemberg überhaupt entsprochen haben, wie sie etwa aus Knapps Gedicht „Doba em Oberland“, das Gegengedicht zu „Dronta em Unterland“ zum Ausdruck kommt; W. Baur wies in der Aussprache auf die Ausrichtung des von den vorderösterreichischen Landen durchsetzten Oberschwaben nach Wien hin. Nicht zuletzt war es übrigens die Aufgabe der Oberschwäbischen Tage, die Schwaben diesseits und jenseits der Alb einander näher zu bringen, wobei es noch besonders begrüßt wurde, daß auch bayrische und badische Schwaben an den Tagen teilnahmen. Denn nicht unerwähnt blieb, daß Schwaben in ostwestlicher Richtung vom Lech bis an den Rhein reicht und die sogenannte alemannische Sprachgrenze mitten durch dieses Gebiet läuft. Wo nun eigentlich innerhalb des großschwäbischen Raumes „Oberschwaben“ liegt, wurde einleitend zum Bauernhausvortrag auf Grund von Ulmischen und bayrischen Zeugnissen des 18. Jahrhunderts gesagt: zwischen Iller und Hegau, Donau und Bodensee, wobei sich das schwäbische Allgäu und die Bodenseelandschaft bereits als Sonderlandschaften abheben. Daß man im Mittelalter, als man von einer Landvogtei in Oberschwaben sprach, ein weiteres Gebiet meinte, deutet darauf hin, daß der Begriff Oberschwaben



Kloster Ochsenhausen. Zeichnung von Fred Dries

im Laufe der Jahrhunderte eine Verengung erfahren hat. Es liegt nahe anzunehmen, daß dort, wo frühe hoch entwickelte landesherrschaftliche Gebilde entstanden und sich dem herzoglich schwäbischen, später staufischen Hoheitsbereich entgegensetzten, der Bezug auf ein gemeinsam Oberschwäbisches zurücktrat. Wichtig war, daß Dr. A. Walzer hinsichtlich der Plastik Ulm scharf gegen Oberschwaben absetzte.

Im weiteren Verlauf seines Vortrages brachte Erhard Bruder in dankenswerter Weise viele unbekannte Äußerungen über Oberschwaben aus dem Munde von A. Goes, A. Lämmle, M. Müller-Gögler, L. Schäble, W. Schussen; Hinweise auf Franz Ludwig Nehers „Apotheke zum Kleeblatt“, auf der Ochsenhausenerin Elise Millers Buch „Die Talmühle“, Otto Rombachs bekanntere Werke, M. Müller-Göglers Gablerroman „Die Magd Juditha“, ferner auf Matthäus Gerster, Karl Setz und Hans Reyhing ergänzten das literarische Programm. Hinsichtlich der bildenden Kunst wurde ein Überblick gegeben von der Ulmer Schule aus der Zeit um 1500 über die Meister des Barock, wie sie B. Pfeiffer aufzählt, zu J. B. Seele, J. B. Pflug, J. J. von Schnizer, A. Laupheimer, L. Lindner, J. Fr. Dieterich, J. Chr. Xeller und andere bis hin zu Geyer, Vollmar, Unseld, Niklas; auch die Darsteller der oberschwäbischen Landschaft, Carl und Maria Caspar, Romane Holderried, J. Herburger, Lud. Miller, J. Bräckle, E. Manall und E. Hetsch waren nicht vergessen worden. In Ergänzung zu dem musikalischen Programm wurden die durch die letztjährige Tagung bekanntgewordenen Namen C. M. Schneider, Frz. A. Maichelbeck, J. Lederer, Frz. Schnizer, S. Bachmann, L. Kremser, M. Lindenmayer, H. Gaele genannt, dazu in besonderer Weise Justin Heinrich Knecht.

Die Ansprache von Dr. M. Zengerle über Joh. Bapt. Pflug würdigte diesen Meister in seiner vermittelnden Stellung zwischen dem Realismus der niederländischen Malerei des 17. Jahrhunderts und dem Naturalismus des 19., der nichts malt, was er nicht sieht, wobei sich jedoch Pflug von einer Auffassung, die nur an der malerischen Erscheinung teilnimmt, weit entfernt zeigt, vielmehr diese Erscheinung in ihrer Verknüpfung und ihren Zusammenhängen mit überpersönlichen Mächten, sei es der Geschichte (Typ: Soldat) oder des Volkes (Typ: Bauer), sieht und sie warmherzig mit einer echt oberländischen unbedingten Daseinsflut festhält. Bemerkenswert war der Hinweis darauf, daß die Pflug'sche Selbstbiographie, die

nach seinem Tode herauskam, nachweislich von ihm selbst stammt, nicht von dem Herausgeber, wie angenommen wurde. Im Anschluß an den Vortrag führte Dr. M. Zengerle, der ein Werk über Pflug herauszugeben beabsichtigt, durch die von ihm und Frl. Eberhard vom Volksbildungswerk Biberach, sowie der Stadtverwaltung betreute Ausstellung. Der Vereinsleiter dankte den Museen von Biberach, Ulm und Stuttgart, sowie den Privatsammlern, darunter der Prinzessin Dietrich zu Wied (Heiratskonsens, Hochzeit im Adler in Mittelbiberach), für die Bereitwilligkeit, mit der die Bilder zur Verfügung gestellt worden waren. Eine besondere Erfahrung für den Veranstalter bedeutete es, zu beobachten, wie das Landvolk aus der Umgebung von Ochsenhausen nach dem Gottesdienst achtlos an der Ausstellung vorüberging und somit keine Teilnahme zeigte für das noch in den Bindungen von Sitten, Tracht und Brauch lebende Bauerntum, wie es Pflug darstellt.

Den Vortrag über „Die oberschwäbische Landschaft“ hielt an Stelle des leider verhinderten Prof. Dr. Schwenkel der Landesgeologe Dr. F. Weidenbach. Diesem war es vor allem um die Darlegung der geologischen Voraussetzungen des heutigen Landschaftsbildes zu tun. An Hand von Kartenskizzen und ausgezeichneten Lichtbildern legte er dar, wie nach der ungestörten Ablagerung der Trias- und Juraformationen im Tertiär gewaltige Erdkrustenbewegungen am Werke waren. Die Alpen wurden gefaltet, vulkanische Ausbrüche (z. T. nur Gasexplosionen) erfolgten, oft längs von Verwerfungsspalten, so im Hegau, Ries, im nördlichen Voralbgebiet und so weiter, die beiden Becken des Rheintals und des Alpenvorlandes bildeten sich, in denen Abflüsse der umgebenden Gebirge Süßwasser- und Meeresmolasse, sowie Nagelfluh, ablagerten. Schließlich wurde das Gebiet Land, entwässert von der Urdonau, die jedoch vom Fichtelgebirge zur Rhone floß, um dann unter dem Einfluß einer Kippung der Landfläche ihre Richtung zu ändern und in ihrem oberen Einzugsgebiet vom Rhein angezapft zu werden. Die Eiszeit endlich gab Oberschwaben seine endgültige Gestalt, vor allem die letzte Riß-Eiszeit, deren Niederterrassenschotter sich deutlich von den älteren Hochterrassenschottern abheben; die ehemaligen Gletscherzungenbecken des Würzacher und Federsee-Rieds waren durch eine gewaltige, heute noch wahrnehmbare Abflurinne verbunden, die zugleich etwa die Grenze des bewegteren Jungmoränengebietes gegen das flachere, lehm-

bedeckte Altmoränengebiet anzeigt. Der Vortrag beschloß die Mahnung, mit dem immer noch vorhandenen Wasserreichtum Oberschwabens haushälterisch umzugehen und ihn vor aller planlosen Ausbeutung zu bewahren.

In innerer Verbindung mit diesem Vortrag stand die Führung von Pater Agnellus Schneider durch das Wurzacher Ried. Er schilderte die Verwandlung des ehemaligen Wurzacher Sees in ein Niedermoor, woran Schilfrohr, Rohrkolben, Igelkolben, Groß- und Kleinseggen, Binsen, Wollgräser und so weiter den größten Anteil hatten. Auf diesem Niedermoor bildeten sich an günstigen Stellen riesige, immer weiter wachsende Bleichmoosflächen, welche die Grundmasse des mit Heidekraut, Bergkiefern und am Rand mit Birken besetzten linsenförmig aufgewölbten Hochmoors darstellen. Besonderes Interesse fanden die fleischfressenden Pflanzen des Niedermoors, Fettkraut und verschiedene Sonnentau. Ebenso schlossen sich die Ausführungen von G. Haas auf der Plattform im Federsee über die Entstehung des Federsees, dessen Flora und Fauna, dem Vortrag von Dr. Weidenbach sinnvoll an; eine Vogelstimmenvorführung durch Bandaufnahmen ergänzte hier die Führung.

Einen Abriß der Vor- und Frühgeschichte Oberschwabens im Rahmen einer Führung durch das Federseemuseum gab Dr. Smolla, angefangen von dem Rentierjägerlager an der Schussenquelle (15 000 bis 10 000 v. Chr.) und weiterführend über die jüngeren Steinzeitsiedlungen (3. Jahrtausend), die jüngere Bronzezeit (sog. Urnenfelderkultur), die sog. „Wasserburg“ (11.–9. Jahrhundert), die jüngere Hallstattzeit (unter dem Herrschaftsbereich der keltischen Fürsten der Heuneburg, der Lehnensburg bei Krefzbronn, vielleicht aus des Bussens, der auch kultische Bedeutung gehabt haben dürfte) bis zur Landnahme durch die Alemannen.

In seinem Vortrag über „Das Bauernhaus in Oberschwaben“ gab Dr. Schahl zunächst einen Überblick über die Grundbegriffe der Bauernhausforschung, sodann über die verschiedenen Bedingungen, unter denen die Bildung des Bauernhauses steht (stammliche, landschaftliche, wirtschaftliche, geschichtliche, rechtliche, technische und so weiter), um sodann das altoberschwäbische Haus zu kennzeichnen als ein Einhaus mit Blockwänden und Pfetten- beziehungsweise Firstsäulendach, das ursprünglich ein kaminloses Einraumhaus gewesen sein muß, aus dem sich mit der Zeit Stube und Stall ausschieden, so daß zuletzt der Gang als Rest des „Hauses“ mit freiem Rauchabzug zu den beiden Rauchlöchern an den Firstenden übrig blieb. Wie gewaltige, aus den Nüstern schnaubende, lagernde Ungeheuer müssen sich diese kaminlosen Häuser mit den breiten Rücken ihrer tief herabgezogenen Walm-dächer an den tannengesäumten, nebeldampfenden Seen ausgenommen haben. Aus diesem altoberschwäbischen Haus entwickelte sich das jüngere oberschwäbische Haus mit Bohlenständer- und Fachwerkwänden, sowie Sparrendach. Der Verbreitungsbereich dieses Hauses beschränkte sich größtenteils auf den ehemaligen Kreis Waldsee. An das jüngere oberschwäbische Haus schließen sich ver-

schiedene Hausarten, so das Haus mit dem ausgegiebelten Dach im Altmoränengebiet, das Unterallgäuer Haus mit seinem stehenden Stuhl und steinbeschwerten flachen Landerndach, das Haus um das Wurzacher Ried und im Rottal mit dem steileren Satteldach und bretterverschalten Giebeln, das gemauerte Einheitshaus mit Satteldach jenseits der unteren Iller, das Haus der Waldburger Berge, das Bodenseehaus mit den bezeichnenden Wetterschürzen vor den westlichen Giebelseiten, das Haus um Meßkirch, Pfullendorf und Stockach, ebenfalls ein Einheitshaus mit Satteldach und bretterverschalten Giebeln, endlich das Haus der Bar und das Schwarzwaldhaus. Mit Bedauern wurde aufgenommen, daß die alten Bauernhäuser von Jahr zu Jahr durch Einsturz, Abbruch und Brand an Zahl zurückgehen ohne daß Mittel für ihre Erhaltung aufgebracht werden können. „Das Geld geht auch hier seine eigenen Wege“ könne festgestellt werden.

Über „Strafrechtspflege in Oberschwaben um 1800“ sprach Präsident Dr. Neuschler. Er entwarf in knappen Zügen ein Bild der Landplage des Bettler- und Gaunerwesens, unter der im 18. Jahrhundert und bis in die ersten Jahrzehnte des neunzehnten die meisten deutschen Länder zu leiden hatten, in besonderem Maße das wald- und gebirgreiche, fruchtbare und wohlhabende, politisch ungemein zerrissene Schwaben. Dieses Übel war eine Folge des Dreißigjährigen Krieges und der fast ohne Unterbrechung folgenden Kriege der zweiten Hälfte des 17. und 18. Jahrhunderts, die zahllose frühere Soldaten und in's Elend geratene Menschen ohne Möglichkeit eines geordneten Daseins zurückließen. In Oberschwaben war vor allem das späte 18. Jahrhundert eine Zeit der Kriegsnöte. Die Gauner waren eine Klasse von gewerbsmäßigen, durch eine gemeinsame Sprache (das Jenische) untereinander verbundenen und miteinander zusammenwirkenden Verbrechern der verschiedensten Art. Ihr Auftreten in kleineren und größeren, rasch zusammentretenden und sich wieder zerstreuenden Banden terrorisierte die auf dem Lande, besonders bei dem Einödsystem Oberschwabens schutzlose Bevölkerung, die sie sich teilweise förmlich tributpflichtig machten. An strengem Strafrecht des Reichs und des Schwäbischen Kreises fehlte es nicht, aber die Strafverfolgung war bei der leichten Möglichkeit, von einem Herrschaftsgebiet in ein anderes hinüberzuwechseln, bei der Schwierigkeit eingehender, große Kosten verursachender Untersuchung gegen die stets mit falschen Papieren versehenen Gauner und der Nachlässigkeit vieler Beamten durchschnittlich völlig ungenügend. Einen der wenigen Lichtblicke bildete die Tätigkeit des als „Malefizschenk“ berühmt gewordenen Reichsgrafen Franz Ludwig Schenk zu Castel, der mit Mitteln des Schwäbischen Kreises in Oberdischingen bei Ehingen ein Zucht- und Arbeitshaus errichtete und dort zwei Jahrzehnte lang auf Grund von Konventionen mit schwäbischen und außerschwäbischen Herrschaften, nicht nur die Verwahrung abgeurteilter Verbrecher, sondern auch die Untersuchung, Aburteilung und Strafvollstreckung übernahm und mit seiner rastlosen Aufspürung, Verfolgung und

Festnahme von Gauern, bei der er sich selbst in manchmal tollkühner Weise einsetzte, bald zum Wohl Oberschwabens ein gefürchteter und gehaßter Feind des Verbrechertums wurde. Der Vortragende schilderte die in der deutschen Rechtsgeschichte einzig dastehende Persönlichkeit und Wirksamkeit dieses hochverdienten, vom neuen Königreich Württemberg schnöde behandelten Mannes, auf den Oberschwaben stolz sein kann. Er schloß damit, daß selbst bei der verbesserten Strafrechtspflege der Gegenwart eine Bekämpfung des Übels des Verbrechertums nur möglich sei, wenn es gelinge, ein neues, von der Nächstenliebe her bestimmtes Verhältnis von Mensch zu Mensch zu schaffen.

Der Vortrag von Dr. A. Walzer über „Das Oberschwäbische in der mittelalterlichen Plastik Oberschwabens“ bedeutete für viele Zuhörer insofern eine Überraschung, als Dr. Walzer die Ulmer Plastik scharf gegen die ober Schwäbische absetzte. Während jene einem hoheitsvoll feierlichen, „stilisierenden“, lyrischen Formalismus huldige, werde die eigentlich ober Schwäbische Plastik gekennzeichnet durch ihre Neigung zu dramatisch bewegten Kompositionen, in denen lebendig erzählt werde. Ulmischen Bildwerken wurden in diesem Sinne als bezeichnend ober Schwäbisch gegenübergestellt: der hl. Sebastian aus Ertingen, der hl. Sebastian aus Günzburg, der Altar aus Chur, Ivo Strigels Altäre aus Calanka und Dissentis, der Gekreuzigte aus Nellingen, der hl. Christophorus aus Ottobeuren, der Schweickart von Gundelfingen in Neufra und der Jörg Truchseß von Waldburg in Waldsee. Dabei wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß, verglichen etwa mit bayerischen Werken, diese Plastiken doch wieder eine an Ulm erinnernde lyrische Grundhaltung besitzen, wie sie etwa auch im Allgäuer Parallelfaltenstil zum Ausdruck kommt.

Abschließend sprach D. Dr. Merkle, Pfarrer in Hirschau, in formvollendeter Weise über „Barock in Oberschwaben“, dessen allgemein einleitender Teil zu dem Vorzüglichsten gehört, das je über die geistesgeschichtlichen Hintergründe des Barock gesagt wurde. Erinnert wurde zunächst an die humanistische Kultur der Renaissance und die dieser eingeborene heroisierende Steigerungstendenz, sodann an deren religiöse Umdeutung in Verbindung mit dem marianischen, eucharistischen und kirchlichen Gedanken, schließlich an die Überwindung der bürgerlichen Epoche durch den Staatsgedanken auch des geistlichen Absolutismus. Nach einer kurzen Kennzeichnung der stilistischen Leitformen des Barock ging der Vortragende auf die führenden ober Schwäbischen Bauten des kirchlichen Barock ein. Er schloß mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß das Beispiel des Barock die kirchliche Kunst der Gegenwart anrege, aus einem Herzenerlebnis heraus sinnenfällige Form und geistlichen Gehalt zum Gleichnis des Überirdischen zu entwickeln.

Dies waren die „Oberschwäbischen Tage“, soweit es möglich ist, sie begrifflich kurz zu umreißen. Die ober Schwäbische Presse hat über sie ausführlich berichtet, wobei der Wunsch geäußert wurde, daß auf sie im Jahre

1953 weitere „Oberschwäbische Tage“ folgen möchten, in denen die Kultur der Gegenwart mehr zu Worte käme. Nur ein einziges, nicht ober Schwäbisches, Blatt sprach von „Flucht in die Vergangenheit“. Der Veranstalter muß darauf erwidern, daß, wenn Kultur der geistige Raum ist, er in diesen Raum zu führen als seine vornehmste Pflicht ansieht, wobei er verständlicherweise zunächst darauf bedacht sein muß, dafür Sorge zu tragen, daß das reiche Erbe der Vergangenheit in Besitz genommen wird.

Wer im übrigen zählte all die vielen kleinen Einzelbeobachtungen, die die „Oberschwäbischen Tage“ hintergründig untermalen, angefangen von der Feststellung, daß die Nebenwege mit den Autobussen gut befahren werden konnten, weil es in Oberschwaben nur runde Kiesel gibt statt reifenmordenden Schotters, oder daß in den Dörfern überall auf eine Unzahl von körnerpickenden Hühnern aufzupassen war, während draußen schon die zur Weide getriebenen Herden die Straßen versperrten, oder daß es in den Dorfwirtschaften noch die alten „Knauzenwecken“ samt den paarigen „Seelen“ gab zum einheimischen Bier, zu Butter, die rahmig schmeckte und fett und gelb war, und zu Käse, ganz zu schweigen von den menschlichen Knauzen und Käuzen, die im Oberland zu allen Zeiten nicht selten waren, so dem Pfarrer von Füramoos, der seine Kirche selbst so ausmalte, daß es sogar die Einheimischen mit den „Ohraschräufle“ (gemeint sind die nach Zigeunersitte getragenen Ohringe) „hintersche nausgschlage hat“, oder dem noch lebenden W. in G. mit dem knitzäugigen Apostelkopf, der mit der Trompete hinter dem pflügenden Roß her blies, das von der Kavallerie war. Es wäre noch manches dem Buch „Lichter und Gelichter“ von Dr. Owlglass-Ratatöskr zuzufügen und zu Schussens „Mundinger“, dem Original von Gebrazhofen.

Die besten Eindrücke können nicht vermittelt werden: die tiefe Bläue des Himmels mit seinen, wie eine Teilnehmerin sagte, „barocken Wolkengebilden“, die dunklen Tannenschöpfe auf den Höhen, die schwarzen Seen in den Gründen mit ihren Schilf- und Binsengürteln, den Seerosenplatten und dem Fröschegequarre, die rostbraunen Riede mit den dunkeln Bergkiefern und den weißen Birken, die in der immer scharfen Luft segelnden Möven, welche die Nähe des Bodensees künden, ein Feldkreuz mitten im Acker an einem verlassenem Weg, eine Kirchturmkuppel über einem Hügel gleich einer Feldkapelle und dann dort, wo bisher nichts zu sehen war als Silberdunst, plötzlich die aus Stein gemeißelte Kette der Alpen, die fortan, auch unsichtbar, immer da war mit ihren fast erdfeindlichen Gipfeln, schließlich in einer Mulde ganz unerwartet das Gebirge einer großen Wallfahrts- oder Klosterkirche mit der Höhle des Inneren, wo das Wunder der Verzauberung sich vollendete. – Alles in allem, wer könnte es ermessen, das Land, für das die Worte von M. Müller-Cögler gelten:

„In die Tiefe taucht der Himmel nieder
Liebe waltet ohne Maß und Ziel –“

Wie in den vergangenen Jahren wird der Schwäbische Heimatbund auch in diesem Jahr während der Monate Oktober bis März sowohl in Stuttgart als auch in den größeren Städten des Landes eine Reihe von Veranstaltungen künstlerischer und wissenschaftlicher Art durchführen. Wir laden unsere Mitglieder, die im allgemeinen freien Eintritt haben, dazu herzlich ein und bitten sie, Gäste, die sich allenfalls für den Bund und seine Sache gewinnen lassen, mitzubringen.

Die Veranstaltungen außerhalb Stuttgarts sollen in zunehmendem Maße in der Zeitschrift angekündigt werden; auf alle Fälle erfolgt Benachrichtigung durch Rundschreiben und durch die örtliche Tagespresse.

Für Stuttgart und Umgebung sind, von den bereits angekündigten Studienfahrten nach Weinsberg (verlegt auf 12. Oktober) und ins Remstal (vorverlegt auf 5. Oktober) abgesehen, folgende Abende vorgesehen:

Oberschwäbische Barockkirchen

Vortrag von Pfarrer Bischof-Steinhausen

mit *Originalfarbaunahmen* und *Bandaufnahmen*
oberschwäbischer Orgeln, bespielt von Dr. W. Supper

Mittwoch, 22. Oktober, 20 Uhr, in der Aula der Staatsbauschule, am Stadtgarten (10 Minuten vom Schloßplatz, über die Schellingstraße).

Eine Reise mit Mörike durch Franken und Schwaben

Verse und Prosa

aus Mörikes Dichtung und Briefen nebst

Mörike-Liedern

vertont von E. Stockmayer, gesungen von Frau G. Siegle

Geselliger Abend am Donnerstag, 6. November, 19.30 Uhr, im bewirtschafteten Kleinen Saal der Kursaal-Gaststätten, Stuttgart-Bad Cannstatt (Linie 21 oder 10 Minuten Gehzeit ab Bahnhof Bad Cannstatt über die König-Karl-Straße). Um Platz- und Tischbestellungen wird gebeten.

Ehrenmale und ihre Gestaltung

Besuch des alten Soldatenfriedhöfe bei der Solitude unter Führung von Prof. Fritz von Graevenitz nebst Vortrag über die Gestaltung von Ehrenmalen und geselligem Zusammensein in den Solitudegaststätten.

Totensonntag, 23. 11., Abfahrt nach Mittag mit Straßenbahn omnibus ab Schloßplatz; genaue Abfahrtszeit wird bei der Anmeldung, die erforderlich ist, bekanntgegeben.

Karl Götz spricht:

Von schwäbischem Wandern in der Welt

Freitag, 5. Dezember, 20 Uhr, Saal der Technischen Werke, Lautenschlagerstraße 21 (Untergeschoß).

Führung durch das Landesmuseum

Abt. Mittelalter

von Dir. Dr. W. Fleischhauer

Samstag, 13. Dezember, 15 Uhr, Altes Schloß (Hof); Anmeldung erforderlich.

Die Veranstaltungen der Monate Januar bis März 1953 werden in Heft 6 bekanntgegeben. Unter ihnen befinden sich Vorträge von Dr. P. Lahnstein über „Mömpelgard, ein Stück Altwürttemberg hinter der burgundischen Pforte“, Prof. Leo Bruhns „Hohenstaufendenkmale in Italien“, Dr. Decker-Hauff „Die Herkunft des Hauses Württemberg“, ferner Führungen durch die Handschriftenabteilung der Landesbibliothek, die Töpferwerkstätte und die Ateliers von Prof. Henninger und Prof. Baum in der Akademie der bildenden Künste, das Städtische Lapidarium.

Veranstaltungen der Ortsgruppe Leonberg

Herbst 1952

Der Vortrag von Pfarrer Bischof-Steinhausen (s. o.) wird am 23. 10. im Gemeindehaus Leonberg, 20 Uhr, gehalten werden; weitere Benachrichtigung durch den Vertrauensmann.

Zu drei Studien- und Lehrfahrten durch den Kreis Leonberg unter Führung von Dr. A. Schahl werden auch die Mitglieder von Stuttgart und Umgebung eingeladen. Preis je Fahrt DM 3.50, für alle drei Fahrten DM 9.50. 1. Fahrt am Sonntag, 12. Oktober (Malmshaus, Merklingen, Hausen, Münklingen, Schafhausen, Weilderstadt, Renningen, Warmbronn, Eltingen), 2. Fahrt am Sonntag, 19. Oktober (Höfingen, Schöckingen, Hirschlanden, Heimerdingen, Hemmingen, Münchingen, Korntal, Ditzingen, Gerlingen), 3. Fahrt am Sonntag, 2. November (Gebersheim, Rutesheim, Flacht, Weissach, Mönsheim, Wimsheim, Friolzheim, Heimsheim, Pörsch). Anmeldung bei dem Vertrauensmann Friedrich Schmückle, Leonberg, Am Schützenrain. Die Leonberger Mitglieder werden gesondert benachrichtigt.